

Nr. 1285

Das Spiel des Lebens

Pyrrus-Sieg auf Mardakaan – zwei Terraner werden geächtet

von Kurt Mahr

Nicht nur das Jahr 429 NGZ ist als kosmisch bedeutsam einzustufen - auch Anfang und Mitte des Jahres 430 tut sich einiges in der Milchstraße und ihrer Umgebung. Da sind politische Bestrebungen im Gang, die Sternenvölker enger zusammenzubringen; da droht ein kriegerischer Konflikt mit den Karkanin; und da zieht Stalker, der Gesandte der Mächtigkeitsballung ESTARTU, seine Fäden und spinnt seine Intrigen.

Stalker, oder besser: Sotho Tal Ker tauchte überraschend in der Milchstraße auf. Er gab sich als Freund aus und pries bereit die Wunder ESTARTUS, was schließlich dazu führte, daß die meisten Vironauten Stalkers Mächtigkeitsballung zum Ziel ihrer Expeditionen wählten.

Was aber bezweckt der Sotho wirklich mit seinem Besuch in der Menschheitsgalaxie? Und aus welchem Grund hat er den Vironauten ESTARTU als Expeditionsziel empfohlen? Die Galaktiker sind bislang nur auf Spekulationen angewiesen - die Vironauten hingegen wissen schon seit Monaten, daß sie unter völlig falschen Voraussetzungen nach ESTARTU gestartet sind.

Das phantastische, bizarre Erleben, das sie zwischen fremden Sternen suchen, nimmt immer mehr Züge des Makabren und Drohenden an. Dies zeigt sich besonders im Fall von Roi Danton und Ronald Tekener, denn sie bestreiten DAS SPIEL DES LEBENS...

Die Hauptpersonen des Romans:

Roi Danton und Ronald Tekener - Die Vironauten erweisen sich als unorthodoxe Kämpfer.

Volcayr - Ein Sterbender im Spiel des Lebens.

Reginald Bull und Irmina Kotschistowa - Sie werden als Kodex-Frevler geachtet.

Graucum - Panish Panisha von Mardakaan.

Ijarkor - Der Ewige Krieger entscheidet.

1.

Ich stand vor dem großen Spiegel, der eine Wand des überraschend behaglich ausgestatteten Gemachs bildete. Ich sah mein Bild. Ich erkannte mich. Das war ganz eindeutig ich, bekleidet mit einer leichten Schutzmantur, die das Virenschiff mir zur Verfügung gestellt hatte. Ich erinnerte mich, wie ich sie in Mardakka, in dem großen Haus mitten im Park, aus dem Schrank geholt und angelegt hatte, als Tomkan und Veedro erschienen, um uns abzuholen. Es gab nicht den geringsten Zweifel an meiner Identität.

Dennoch sagte ich laut und mit Betonung:

„Ich bin Roi Danton.“

Über die Schulter hinweg sah ich Ronald Tekener. Er stand in der Nähe der Tür, einen Becher in der Hand und ein spöttisches Grinsen auf dem pockennarbigen Gesicht. Ich wandte mich ab. Auf einem kleinen Tisch lag ein dünner Stapel Schreibfolien. Ich nahm eine davon, zückte den Stift und schrieb: Ich bin Roi Danton. Die Folie kniff ich zusammen

und schob sie in die Tasche. Tekener war herzugetreten. Er hatte gesehen, was ich schrieb.

„Zweifel an dir selbst?“ fragte er. „Identitätsverlust? Mußt du ausziehen und dein Ich suchen?“

Sein Spott war ohne Gehässigkeit, das spürte ich. Ich wußte, daß es ihm nicht anders ging als mir. Ich griff nach der metallenen Röhre, die mir am Gürtel baumelte. Stalkers Permit hatte sie früher geheißen; jetzt nannte man sie die Faust des Kriegers. Auch Tekener trug ein solches Ding. Damit hatte alles begonnen: mit Stalkers vermeintlich großzügigem Geschenk. Manchmal wünschte ich mir, wir wären dem Soho nie begegnet. Ihm verdankten wir allen Ärger, der uns über den Weg gelaufen war, alles Unschöne, das wir gesehen hatten, seit wir in das Reich der zwölf Galaxien eingeflogen waren. Nach Wundern hatten wir gesucht. Kampf, Blut, Schweiß, Tränen und Tod hatten wir gefunden.

„Ich war Huasqa und kämpfte für den Fürst Ebhino gegen den Panieli-Admiral Belisar“, antwortete ich auf Tekeners spöttische Fragen. „Ich war Lippon, der Kriegstaucher, und schlug eigenhändig die Flotte der Zalaquer aus dem Feld. Ich war Groolwen der Jäger und schlug mich mit dem Drachen Ptolythr herum. Was immer ich war, ich war es wirklich. Ich hatte, solange ich Huasqa; Lippon oder Groolwen war, keine Erinnerung mehr an Roi Danton. Deswegen lege ich Wert darauf, mir jetzt zu versichern, daß ich wirklich dieser bin: Roi Danton, alter und neuer König der Freifahrer, alias Michael Rhodan, Sohn eines Mannes, dessen Name in gewissen Bezirken des Universums recht oft genannt wird.“

„Gut“, sagte Ronald Tekener. „Soweit verstehe ich es. Aber was soll der Zettel, den du dir in die Tasche geschoben hast?“

„Weißt du, was mit unserer Kleidung geschieht, wenn die Ophaler uns eine neue Rolle zuteilen?“ antwortete ich mit einer Gegenfrage. „Bleibt sie irgendwo zurück? Werden wir umgekleidet? Oder erliegen wir lediglich einer Halluzination und halten eine Virenmontur für das Wams des Ritters von der traurigen Gestalt? Im letzteren Fall möchte ich irgendwo in die Tasche greifen und einen Zettel herausziehen können, auf dem steht: Ich bin Roi Danton.“

Tekener wiegte den Kopf.

„Bin nicht sicher, ob dir das helfen würde“, meinte er. „Wahrscheinlich könntest du nicht einmal die Schrift entziffern. Wenn es dir doch gelänge, wüßtest du mit dem Namen Roi Danton nichts anzufangen. Und wenn sie dich wirklich in die Zeit des Windmühlenritters zurückversetzen, könntest du gar das Material der Folie für Hexenwerk halten und dich selbst bei der Heiligen Inquisition anzeigen.“

„Du bist ein Pessimist“, tadelte ich. „Du experimentierst nicht, weil du von jedem Experiment im vorhinein überzeugt bist, daß es mißlingen wird.“

„Ich bin ein Pessimist“, bestätigte er. „Im Augenblick bin ich ein hungriger Pessimist. Wie wär's mit etwas zu essen?“

Ich hatte nichts dagegen einzuwenden.

*

Veedro und Tomkan, die beiden Unparteiischen, die uns für die Zeit zwischen den einzelnen Phasen des Spiels des Lebens als Betreuer zugeteilt waren, hatten sich in letzter Zeit mit unserer Unterbringung erfreuliche Mühe gegeben. Das hing ohne Zweifel damit zusammen, daß wir bereits drei Vorspiele gewonnen hatten und damit als Teilnehmer des Hauptspiels feststanden. Wir merkten es am Verhalten der Unparteiischen. Hatten sie uns anfangs noch trotz der Kriegerfäuste, die wir am Gürtel trugen, als Quasi-Gleichgestellte behandelt, so war ihr Benehmen nach jedem gewonnenen Vorspiel achtungsvoller geworden. Sie erfüllten uns jeden Wunsch, soweit

es in ihrer Macht lag, beantworteten Fragen mit erstaunlicher Aufrichtigkeit und gaben auch schon mal von sich aus Informationen preis.

So erfuhren wir zum Beispiel, daß sie im Lager der Wettlustigen die Chancen unseres geheimnisvollen Endspiel-Gegners nur noch halb so hoch bewerteten wie vor einigen Tagen. 15 zu 1 hatte man anfangs auf den Unbekannten gesetzt. Jetzt waren es noch knapp 8 zu 1. Tomkan hatte uns mit kräftigem Singsang und eindrucksvollem Gebärdenspiel - er hatte eine Art, mit den bunten Organtrauben zu beiden Seiten seines Schädelns zu wackeln, die einem den Atem verschlug - zu verstehen gegeben, daß er und Veedro eine nicht unerhebliche Summe auf unseren Sieg gesetzt hätten.

Wir wurden nicht mehr auf kahlen Felsplatten abgesetzt, um dort auf den Beginn der nächsten Spielphase zu warten. Man brachte uns in Gasthäusern unter, die eigens für diesen Zweck von den Planform-Architekten errichtet worden waren. Die übrigen Bewohner unseres Hotels waren ebenfalls Gewinner mehrerer Vorspielphasen. Ob sich unser geheimnisvoller Gegner darunter befand, konnten Ron und ich nicht entscheiden.

Auf jeden Fall bewohnten wir zwei geräumige Suiten in einer vornehmen Absteige, die sich die Halle der Sieger nannte. Wenn wir Hunger verspürten, brauchten wir dies nur verlauten zu lassen. Der unsichtbare Audioservo sorgte dafür, daß uns das Gewünschte gebracht wurde.

So hatten wir es auch diesmal getan, und nach etwa einer Viertelstunde erschien ein Roboter mit den Komponenten eines auserlesenen Mahls, das er uns alsbald auf tafelte. Die Ophaler buken ein Brot, dessen Duft mir sämtliches Wasser im Mund zusammenlaufen ließ. Ich hatte ein solches bestellt und war soeben im Begriff, ihm mit einem Messer zu Leibe zu rücken, als jemand in Sothalk sagte:

„Mach das nur vorsichtig, sonst kommt mir mein Haarschmuck abhanden.“

Ich erstarrte mitten in der Bewegung. Ronald dagegen kaute gemächlich weiter und bemerkte in der für ihn typischen trockenen Art:

„Sieht man auch nicht alle Tage: einen sprechenden Brotlaib.“

„Nun schneid schon“, sagte eine helle, quengelige Stimme. „Ganz vorne am Anfang.“

Ich tat, wie mir geheißen war, und säbelte die ersten zehn Zentimeter des Brotes ab. Die noch warme Brotmasse geriet sofort in Bewegung. Es entstand eine Öffnung, und aus der Öffnung lugte ein winziges Gesicht mit zwei hellwachen, schwarzen Knopfaugen und einer weit nach vorne ausladenden, schnauzenförmigen Mundpartie. Die Schnauze erinnerte an einen kurzen Rüssel. In der Tat hatte der Schädel des Fremdwesens mit nichts mehr Ähnlichkeit als mit dem eines terranischen Miniaturschweins.

Ronald Tekener hatte wahrscheinlich ähnliche Gedanken. Er lachte.

„Kann ich 'rauskommen?“ erkundigte sich das fremde Geschöpf zaghaft. „Es ist ziemlich heiß hier drinnen.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, schob es sich vollends aus dem hohlen Brotlaib hervor. Es sah aus wie ein Knäuel unordentlich aufgewickelter Wolle. Der Körper war mit einem dichten, schwarzbraunen Pelz besetzt.

Allmählich gewann ich die Fassung wieder.

„Wer bist du?“ fragte ich auf sothalk.

Das Pelzknäuel hockte sich in Positur.

„Ich bin froh, daß du mich danach fragst“, erklärte es. „Mein Name ist Gluk. Ich gehöre dem Volk der Ulupho an, mein Stamm ist der der Movari, und überdies bin ich Mitglied der tapferen Sippe Tigo.“

„Also schön, Gluk“, sagte ich. „Zu welchem Zweck hast du dich in das Brot einbacken lassen?“

„Um zu euch zu gelangen“, kam die Antwort. „Man paßt scharf auf euch auf. Salov hat mir eingeschärft, daß ich keine Mühe scheuen dürfe, um unbemerkt mit euch in Verbindung zu treten.“

„Wer ist Salov?“ wollte ich wissen.

„Spielt keine Rolle“, antwortete Gluk. „Willst du nicht hören, was ich zu sagen habe?“

„Was könnte das wohl sein?“

„Kennwort Antimachos.“

Da horchte ich allerdings auf. Antimachos war der Name, den Irmina Kotschistowa dem Antiserum gegeben hatte, das von ihr in langer, mühevoller Arbeit als Gegenmittel gegen das Kodexgas bzw. die Kodexmoleküle der Ewigen Krieger entwickelt worden war. Wie kam das Pelzknäuel dazu, den Begriff zu kennen?

„Sprich zu uns von Antimachos“, forderte ich Gluk auf.

„Die, die früher bei euch wohnte, ist in das Haus im Park zurückgekehrt“, sagte der Ulupho. „Sie suchte nach euch. Salov läßt das Gebäude beobachten. Er schickte mich, daß ich mit eurer Artgenossin redete. Sie läßt euch ausrichten, es sei ihr gelungen, eine gewisse kleinere Menge Antimachos herzustellen. Sie hat die Substanz in Behälter verpackt - Ampullen nennt sie sie, glaube ich. Sie war der Ansicht, daß ihr den Stoff brauchtet. Mir selbst wollte sie ihn nicht geben. Aber sie bat mich, ich solle auf jeden Fall Verbindung mit euch aufnehmen. Aus eigenem Antrieb konnte ich das natürlich nicht tun. Ich mußte zuerst mit Salov sprechen. Salov war einverstanden und schickte mich hierher.“

Es war eine unglaubliche Geschichte, aber gerade deswegen wollte in mir kein Mißtrauen aufkommen. Wer uns hereinlegen wollte, der hätte sich wohl etwas Plausibleres ausgedacht. Außerdem: Welchen Schaden hätte der Kleine uns zufügen können?

Zur Verständigung mit Ronald Tekener bedurfte es nur eines Blicks. Während des Spiels des Lebens waren wir außer Gefahr. Wir trugen die Fäuste des Kriegers nicht. Sie waren die Quelle des gefährlichen Kodexgases, das auf halluzinativem Wege einen unerschütterlichen Glauben an die Weisheit der Lehre vom Permanenten Konflikt erzeugte und obendrein süchtig machte. Die eisernen Handschuhe besaßen die Tendenz, unterschiedliche Mengen von Kodexgas abzugeben, sobald wir sie an den Händen trugen. Solange sie am Gürtel baumelten, waren sie ungefährlich. Während des Spiels selbst bekamen wir die Kriegerfäuste nicht zu sehen. Sie verschwanden dorthin, wo auch unsere Kleidung, selbst unsere persönliche Erinnerung verstaut wurden, solange wir uns als Wettbewerber betätigten.

„Wirst du zu Irmina zurückkehren?“ fragte ich Gluk.

„Unbedingt. So lautet mein Auftrag.“

„Sag ihr unseren Dank“, bat ich ihn. „Sie macht sich unseretwegen viel Mühe. Aber im Augenblick brauchen wir ihre Hilfe nicht.“

„Das werde ich ihr ausrichten“, sagte Gluk und schickte sich an, wieder in die Höhlung des Brotlaibs zu kriechen.

„Willst du uns etwa auf diesem Weg wieder verlassen?“ fragte Ron amüsiert.

„Wie denn sonst? Soll ich etwa zur Tür hinausgehen?“

Mir war inzwischen ein Gedanke gekommen.

„Dieser Salov“, sagte ich. „Er hat nicht etwa eine Ahnung, was aus unserem Freund geworden ist...“

„Dem Stämmigen“, unterbrach mich Gluk voller Eifer, „von dem das Gerücht geht, er hätte seinen Kriegerhandschuh verloren?“

„Ja, den meine ich.“

„Natürlich weiß er, was aus eurem Freund geworden ist“, erklärte Gluk mit heller Stimme. „Wenigstens bis zu einem gewissen Grad. Schließlich hat er eine Expedition für ihn ausgestattet.“

So ähnlich hatte ich es mir gedacht. Reginald Bull war sehr vorsichtig gewesen, bevor er sich unversehens absetzte. Gracum, der Panish Panisha, hatte erfahren, wie ihm der eiserne Handschuh abhanden gekommen war. Unter dem hypnosuggestiven Zwang der Sänger von Ophal hatte Bull nicht verheimlichen können, daß die Faust des Kriegers in den Glüten der Sonne Cepor verdampft war. Gracum hatte Bull darauf sofort von der Teilnahme am Spiel des Lebens ausgeschlossen und ihn zum ehemals Privilegierten erklärt. Kuursen Ton, einer der Schiedsrichter im Spiel des Lebens, war ihm als Aufpasser zugeteilt worden. Aber Reginald Bull hatte schon von Anfang an seine eigenen Pläne gehabt, die er uns nicht mitteilen wollte, weil er fürchtete, daß man auch auf uns die Sänger von Ophal ansetzen könne.

Am selben Tag, als wir zusammen mit Veedro und Tomkan aufbrachen, war auch Bull verschwunden. Man konnte sich leicht denken, daß er für sein Vorhaben Hilfe brauchte. Er schien sie bei Salov gefunden zu haben.

„Also, dann erzähle“, sagte Ronald Tekener ungeduldig, da Gluk keine Anstalten machte, sich weiter zu äußern.

„Der Stämmige ist mit drei Begleitern in Richtung Nordpol aufgebrochen“, sagte er jetzt. „Einer der Begleiter war einer der Euren. Die ändern beiden waren Chimba und Twik. Twik ist mein Vetter, ebenfalls ein Ulupho, wie ich aus dem Stamm der Movari, jedoch der weniger erlauchten Sippe der Tantos angehörig. Er ist...“

„Von dem Stämmigen wollen wir hören!“ unterbrach Ron den Wortschwall des Kleinen.

„Also gut, du Geschöpf mit der kurzen Geduld“, schimpfte Gluk. „Der Stämmige hat mit seinen Begleitern die Hohe Schule des Nordens erreicht. Es ist ihm gelungen, in das Gebäude der Upanishad einzudringen. Weiter wissen wir nichts von ihm.“

„Wann war das?“ fragte ich.

„An dem Tag, an dem ihr euer erstes Vorspiel bestrittet.“

Das lag etliche Tage zurück.

„Und seitdem keine Nachricht?“ fragte ich unruhig.

„Keine“, antwortete Gluk.

Das war bedenklich. Wenn Reginald Bull vor einigen Tagen in die Upanishad eingedrungen war und man seitdem von ihm nichts mehr gehört hatte, dann standen die Chancen zehn zu eins, daß sein Vorhaben mißglückt war.

„Wenn dem Stämmigen etwas zustößt“, sagte ich, „wird Salov etwas unternehmen, um ihm zu helfen?“

„Niemand weiß, was Salov tut“, antwortete der Kleine treuherzig. „Ich weiß auch nicht, welches Übereinkommen euer Freund mit Salov getroffen hat.“

Ich erfuhr an diesem Abend nicht mehr, wer der geheimnisvolle Salov war. Wir wurden in der Halle der Sieger zwar fürstlich bewirtet; aber die Dienstroboter hatten merkwürdige Vorstellungen von den Eßgewohnheiten der Terraner. Sie ließen uns nicht viel Zeit, bevor sie wieder erschienen, um das Geschirr abzuräumen.

Ron und ich aßen, so schnell es die gute Sitte erlaubte, und Gluk sah uns aufmerksam dabei zu. Das Brot rührten wir nicht an. Gluk zog sich in sein Versteck zurück, und zwar keine Minute zu früh. Der Dienstrobot meldete sich höflich an. Wir batzen ihn herein. Er räumte ab. Daß es Gluk gelang, unser nobles Hotel ebenso unbemerkt wieder zu verlassen, wie er gekommen war, erfuhren wir erst viel später.

*

Es war still geworden in dem abseits gelegenen Gebäudetrakt der Upanishad. Twik und die beiden Siganesen waren immer noch an der Arbeit; das konnte er hören und sehen. Immer wieder vernahm er das Rumpeln ferner Explosionen. Manchmal zitterte der Boden. Die Beleuchtung flackerte öfteren.

Jo Polynaise und der Droid Chimba waren wahrscheinlich längst festgenommen worden. Das war Teil des Planes gewesen. Aber dort, wo Twik, Susa Ail und Luzian Bidpott am Werk waren, da suchte man nach ihm, nach Reginald Bull. Und solange man am falschen Ort nach ihm suchte, hatte er Zeit, seinem eigentlichen Vorhaben nachzugehen.

Vorsichtig öffnete er die Tür und blickte hinaus auf den leeren, hell erleuchteten Korridor. Er trug die Einsatzmontur, die er von Salov erstanden hatte. Sie war mit einem Antigrav und einem Generator zur Erzeugung eines individuellen Schirmfelds ausgerüstet. Den Antigrav wollte er nur benützen, wenn es gar nicht mehr anders ging; denn er erzeugte eine kräftige Streustrahlung, die leicht geortet werden konnte. Das Schirmfeld würde er erst aktivieren, wenn wirklich Not am Mann war. Er trug Waffen bei sich; aber er hatte nicht die Absicht, sie zu gebrauchen. Nach dem Gesetz von Mardakaan war er in einer illegalen Handlung begriffen. Der Gesetzgeber hatte das unbefugte Betreten der Hohen Schule des Nordens streng verboten. Aber die Panisha, die Shada und Shana würden ihm kein körperliches Leid zufügen, wenn sie ihn zu fassen bekamen - solange er die Finger von den Waffen ließ.

Er kehrte zu dem Antigravschacht zurück, der ihn ein paar Stunden zuvor vom Dachgeschoß des Gebäudeteils hier herab befördert hatte. Es war gespenstisch still in diesem Teil der riesigen Anlage. Die größten Aussichten, seinen Plan zu verwirklichen, hatte er im Hauptgebäude. Eile tat not. Die Lehrer und Schüler der Upanishad würden sich von Twik und den beiden Siganesen nicht auf Dauer an der Nase herumführen lassen.

Er schwang sich in den Schacht und sank in die Tiefe. In Gedanken ging er seinen Plan noch einmal durch. Im Endeffekt würde es sich nicht vermeiden lassen, daß er von den Bewohnern der Schule gefunden und festgenommen wurde. Das war ihm von Anfang an klar gewesen. Alles hing davon ab, ob es ihm vorher gelang, Kontakt mit den achtundvierzig Shana terranischer Herkunft aufzunehmen, die an der Hohen Schule des Nordens eingeschrieben waren und Gerüchten zufolge die ersten drei Ausbildungsschritte der Kriegerschüler bereits absolviert hatten. Die Shana waren Überlebende der Besetzungen der Tsunamis 113 und 114. Nur ihretwegen hatten Reginald Bulls EXPLORER, Roi Dantons LOVELY BOSCYK und Ronald Tekeners LASHAT diese Welt angeflogen. Für Bull war es schwer begreiflich, daß sich ein Terraner aus freien Stücken bereit erklären würde, in eine Upanishad einzutreten. Aber er war willens, den Männern und Frauen der Tsunami-Mannschaft zuzustehen, daß sie nur diesen einen Ausweg gesehen hatten, in einer völlig fremden Welt, ohne jegliche Aussicht auf Rettung, zu bestehen. Die Entfernung zwischen der Galaxis Siom Som und der heimatlichen Milchstraße betrug mehr als 40 Millionen Lichtjahre. Wie sollten sie diese gewaltige Distanz jemals überwinden? Sie waren von der Heimat abgeschnitten, auf sich selbst gestellt. Sie hatten aus der Not eine Tugend gemacht und sich der vorhandenen Mittel bedient, um eine Stellung zu erringen, die ihnen die Achtung der fremden Gesellschaft sicherte.

Er würde ihnen die Nachricht bringen, daß die Zeit der Verbannung vorüber war. Daß sie in die Milchstraße zurückkehren konnten, nach Terra oder wohin sonst ihre Wünsche sie zogen. Das war das Ende ihrer Laufbahn als Schüler des Ewigen Kriegers. Aber noch waren sie Shana. Er würde um ihren Schutz bitten, und sie würden ihm gewähren. Achtundvierzig Shana, fast die Hälfte der Belegschaft der Schule. Niemand würde es wagen, sich an ihm zu vergreifen.

Sanft landete er auf der Sohle des Schachtes. Er war in den vergangenen Minuten wenigstens einhundert Meter abwärts geglitten. Das war mehr als das Doppelte der Höhe des Gebäudes. Er befand sich tief unter der Erde. Die Anlage der Upanishada war überall die gleiche. Die oberirdischen Gebäudeteile dienten der Repräsentation und der Verwaltung. Das eigentliche Leben der Schule spielte sich unter der Erde ab. Irgendwo in den oberflächennahen Etagen der unterirdischen Anlage befanden sich die Quartiere der Schüler.

Er trat aus dem Schacht in eine kahle Kammer, von der zwei Korridore in rechtem Winkel zueinander führten. Das Licht hier unten war schmerhaft grell. Es nahm keine Rücksicht auf die Empfindlichkeit des menschlichen Auges. Er entschied sich aufs Geratewohl für den rechten Gang. Seit mehr als zehn Minuten hatte es keine Anzeichen mehr dafür gegeben, daß Twik und die beiden Siganesen noch am Werk waren. Aber noch schien man seine Spur nicht gefunden zu haben. Der Gang wirkte verlassen.

Das Licht erlosch. Er verhielt mitten im Schritt. Die Finsternis war vollkommen. Unwillkürlich tastete die Hand nach dem Griff der Waffe. Da ertönte aus der Dunkelheit eine Stimme.

„Bist du gekommen, um zu kämpfen, Terraner?“

Die Stimme sprach Interkosmo. Er hatte das Ziel erreicht. Der, der zu ihm sprach, war einer der terranischen Shana. Erstraffte sich und antwortete in die Finsternis hinein:

„Ich bin Reginald Bull. Mit Kampf habe ich nichts im Sinn. Ich bin gekommen, um euch nach Hause zu holen.“

*

Er sehnte sich nach dem Kampf. Er wollte sich mit dem Gegner messen. Er wollte ihm zeigen, daß es in der Weite des Universums keinen besseren Kämpfer gab als ihn...

Volcayr, den Elfahder.

War es nicht seltsam, wie schwer es ihm in letzter Zeit fiel, sich an seinen Namen zu erinnern? Manchmal machte er sich darüber Sorgen. Eine Stimme im Hintergrund seines Bewußtseins wollte ihm einreden, er sei im Begriff, seine Identität zu verlieren. Er habe zuviel von Estartus Atem inhaliert.

Solche Mahnungen und Warnungen schob er stets beiseite. Er war ein Kämpfer, und es spielte keine Rolle, welchen Namen er sich dazu gab. Wenn das große Spiel begann, würde er ohnehin ein anderer sein. Die Lust am Kampf pochte in den Strängen seiner Körpersubstanz, in den Synapsen seines Bewußtseins. Seine Ungeduld wuchs.

Von seinem Quartier in der Hohen Schule des Nordens hatte er die Vorspiele beobachtet. Es war nicht schwer zu entscheiden, welches die ernstest zu nehmenden Gegner waren. Er hatte die beiden Vironauten gesehen, wie sie ihre Widersacher überlisteten. Sie waren gefährlich. Wer auch immer sie für würdig gehalten hatte, die Faust des Kriegers zu empfangen: Er hatte seine Gabe nicht an Unwürdige verschwendet. Die Vironauten kämpften unorthodox. Sie richteten sich nicht nach den Vorschriften des Kodex. Keinen einzigen Zusatzpunkt für Kodextreue hatten sie während ihrer drei Vorspiele eingeheimst. Sie gingen dem Kampf aus dem Weg. Von Gehorsam hielten sie nichts, und Ehre schien für sie ein flexibler Begriff. Aber sie siegten.

Er würde es mit ihnen zu tun bekommen. Er wollte ihnen beweisen, daß List und Tücke gegen wahre Kodextreue nichts auszurichten vermochten. Nach den Gesetzen der Krieger würde er sie schlagen, und überall in den Zwölf Galaxien würde man seinen Namen preisen.

Seinen Namen...?

Volcayr, der Elfahder.

Er erinnerte sich schwach an die Verwirrung, die er empfunden hatte, bevor Graucum, der Panish Panisha, sich seiner angenommen und ihm die längst überfällige Dosis Estartu-Atems verschafft hatte. Er war an sich selbst verzweifelt, hatte die Weisheit des Kriegers in Frage gestellt und sich nach Elfahd, seiner Heimatwelt gesehnt. Selbst nachdem er Estartu eingeaatmet hatte, war ihm noch zumute gewesen, als hätte er zuviel des Atems der Mächtigen zu sich genommen und müsse daran sterben. Welch lächerliche Idee! Estartu war die Gütige, und die Ewigen Krieger vermittelten ihre Güte.

Wie kam es dann, daß noch immer ein kleiner Zweifel an ihm nagte? Da war die kleine Stimme wieder, die ihm einreden wollte, sein Geist werde sich verwirren.

Er wurde in seiner Grübelei unterbrochen. Ein Panish meldete sich an. Es war Nasar Mukji, der sich in den vergangenen Tagen mit besonderem Eifer um ihn gekümmert hatte. Er näherte sich dem Elfahder mit Ehrfurcht.

„Die Zeit ist gekommen, großer Kämpfer“, sagte er.

„Das Spiel des Lebens beginnt?“ fragte Volcayr voller Eifer.

„So ist es. Ich habe den ehrenvollen Auftrag, dich zur Residenz des Despoten Targiiv zu bringen.“

Volcayr wußte nicht, wer der Despot Targiiv war. Wenn er dieser Kenntnis bedurfte, würde sie ihm beizeiten vermittelt werden. Wichtig war allein, daß das Spiel begann.

„Laß uns gehen und keine Zeit verlieren“, herrschte er Nasar Mukji an.

2.

Ich hatte eine unruhige Nacht verbracht. Von Demeter geträumt, lauter wirres Zeug. Ich sehnte mich nach ihr. Zehn Tage lang hatte ich sie nicht mehr in den Armen gehabt. Dabei trennten uns nur ein paar lächerliche tausend Kilometer. Demeter war an Bord der LOVELY BOSCYK, die zusammen mit den übrigen Virenschiffen im Orbit um Mardakaan kreiste.

Das Frühstück fiel dementsprechend karg aus. Ich hatte keinen Appetit. Wenn nur das verdammte Spiel des Lebens endlich vorbei wäre! Natürlich bestand die Möglichkeit, daß Ron und ich verloren. Verlierer wurden üblicherweise zur Zwangsarbeit im Dienst der Planform-Architekten verpflichtet. Ein ganzes Mardakaan-Jahr dauerte die Fron, elf lange Standardjahre. Aber ich glaubte nicht daran, daß man den Trägern von Kriegerfäusten eine solche Schmach antun würde. Ich rechnete fest damit, daß ich eine Stunde nach Beendigung des Spiels, egal ob wir es gewannen oder verloren, wieder bei Demeter war.

Tomkan und Veedro erschienen heute bemerkenswert früh zur Morgenvisite. Inzwischen war auch Ronald Tekener in meinem Quartier eingetroffen. Er machte auf forsch, aber ich spürte, daß ihm alles andere als fröhlich zumute war. Er litt an derselben Krankheit wie ich. Jennifer Thyron befand sich seit zehn Tagen an Bord der LASHAT, ebenfalls nur ein paar tausend Kilometer entfernt.

An der Art, wie die beiden Unparteiischen sich gaben, merkte man gleich, daß sie etwas Besonderes auf dem Herzen hatten.

„Heute ist ein wichtiger Tag“, sang Veedro.

„Das Spiel des Lebens beginnt“, intonierte Tomkan.

„Das hat man uns nicht früher sagen können?“ grollte Ronald Tekener.

Es drängte ihn, seinen Mißmut an jemand auszulassen. Er war von Natur aus der ausgeglichene Mensch der Welt. Aber wenn ihm Jennifer fehlte, geriet er manchmal in Stimmungen, die ihn unberechenbar machten.

„Dafür gibt es sicher einen plausiblen Grund“, sagte ich rasch, um seinem Vorwurf die Spitze zu nehmen.

„Das ist so“, bestätigte Veedro. „Der Panish Panisha bestimmt den Beginn der Spiele. Er bestimmt das Datum entweder aufgrund seiner eigenen Weisheit oder im Auftrag des Kriegers Ijarkor. Wie auch immer die Entscheidung zustande kommt: Sie wird selten mehr als sechs Stunden vor Spielanfang bekanntgegeben.“

„Da hast du's“, sagte ich zu Ron.

„Es ist unser Auftrag, und wir fühlen uns durch ihn geehrt“, begann Tomkan wieder zu singen, „euch zum Ort der Bühne zu bringen. Seid ihr bereit?“

Bühne wurde das Szenario genannt, das die Planform-Architekten für das Spiel hergerichtet hatten. Ron und ich wußten immer noch nicht, welcher Methoden sich die Architekten bedienten. Die Bühnen waren in der Hauptsache psionische Strukturen, und doch erschienen sie jedem Spieler als die reine Wirklichkeit.

„Was weiß man über das Thema des Spiels?“ wollte Ron wissen.

„Wir wissen nichts“, flötete Veedro. „Ihr kennt die Regeln. Man wird euch aufklären, wenn die Sänger von Ophal zu singen beginnen.“

„Wir sind bereit“, sagte ich, um das nutzlose Geschwätz zu beenden. Mir ging es nur noch darum, die letzte, entscheidende Phase des Lebensspiels so rasch wie möglich hinter mich zu bringen. Ich muß gestehen, daß ich mehr an die Grünäugige dachte als an den Kampf, dem wir entgegengingen. Denn die Bezeichnung Spiel für das, was uns bevorstand, war nur ein Euphemismus. In Wirklichkeit ging es ums Kämpfen, um den mit Gewalt ausgetragenen Konflikt. Ich war inzwischen der Lehre vom Permanenten Konflikt so überdrüssig, daß ich mir wünschte, die Überreste des Virenimperiums hätten sich nie bereit erklärt, aus ihrer Substanz Raumschiffe für die vom Fernweh geplagten Bewohner der Milchstraße zu formen. Daß ich wollte, wir wären Stalker nie begegnet, der uns mit seinen Schilderungen der Wunder Estartus den Mund wäßrig gemacht hatte. Wie die Kinder waren wir ausgezogen, von unschuldiger Sehnsucht nach den Weiten und Schönheiten des Universums beseelt. Und was hatten wir seitdem zu sehen bekommen? Kampf, Not, Elend, Knechtschaft. Der Teufel sollte die Ewigen Krieger und ihre barbarische Philosophie holen. Je rascher ich davon loskam, desto besser.

Veedro und Tomkan führten uns in die unterirdische Garage der Herberge. Die Prozedur war uns mittlerweile schon vertraut. Mit einem Schweber wurden wir an die Grenze des Geländes gebracht, das die Planform-Architekten für uns aufgebaut hatten. Die Bühne war groß, das ließ sich auf den ersten Blick erkennen. Wir hatten es nicht mehr mit Vorspielen zu tun.

Ich war gespannt auf unseren Gegner, der angeblich vom Krieger Ijarkor selbst ausgewählt und von vornherein für die Teilnahme am Endspiel bestimmt worden war. Diesmal würden sie es uns nicht so leicht machen wie in den drei Vorspielphasen.

Der Schweber landete auf dem mit schütterem Pflanzenwuchs besetzten Hang eines Berges. Wir stiegen aus. Unser Blick ging ins Tal hinab. Dort war die Vegetation dichter. Ein Fluß wand sich die Sohle entlang, und ein von Radspuren zerfressener Pfad folgte seinem Lauf. In der Ferne glaubte ich, die Mauern und Zinnen einer Burg durch die Bäume lugen zu sehen. Aber sicher war ich meiner Sache nicht. Es lag wie ein Nebel über der Szene, damit der Spielteilnehmer keinen allzu deutlichen Einblick in die Bühne bekam, auf der er seine Fertigkeit unter Beweis stellen sollte.

Wortlos kehrten Tomkan und Veedro zum Schweber zurück. Unter dem offenen Luk wandte sich Veedro noch einmal um und sang:

„Ihr kennt die Vorgehensweise. Wenn das Spiel vorüber ist, holen wir euch hier wieder ab.“

Ich winkte ihm zu. Das Luk schloß sich. Augenblicke später hob das Fahrzeug vom Boden ab. Ich sah nur kurze Zeit hinter ihm drein. Dann hockte ich mich auf den kühlen, feuchten Boden, starre ins Tal hinab und wartete auf den Gesang der Sänger von Ophal.

Er begann. Zunächst war es nur eine Stimme, die ich hörte. Eine zweite, eine dritte mengten sich hinzu, und im Nu entstand ein Choral, dessen gewaltige Harmonien die Luft zum Zittern brachten und tief in mein Bewußtsein drangen.

Der Nebel, der über der Szene lag, lichtete sich. Es war tatsächlich eine Burg, die ich in der Ferne gesehen hatte. Hinter der Berglehne, auf der sie sich erhob, stieg blaugrauer Rauch in den klaren Himmel.

Unwillkürlich schob ich die Hand in die Tasche, in der ich das kleine, mehrfach gefaltete Stück Folie verwahrt hatte. „Ich bin Roi Danton“, stand darauf. Würde es mir dort, wo ich jetzt hinging, noch etwas bedeuten?

*

Es war ein klarer Tag. Die Luft war frisch und kühl und roch nach Herbst. Ich setzte den Wanderstock kräftig ein und sah zu, daß ich so rasch wie möglich vorwärts kam. Ich hatte in der vergangenen Nacht nur wenig geschlafen. Bei Sonnenaufgang war ich schon auf den Beinen gewesen. Ich sehnte mich nach einem warmen Bad und einem weichen Bett, und dort, hinter der Bergnase, die sich ins Tal hineinschob, würde ich beides bekommen.

Den Türmen der Burg, die über das rote und gelbe Laubwerk der Bäume emporragten, schenkte ich keine Beachtung. Womöglich saß zur Rechten oder zur Linken einer von Targiivs Spähern in der Deckung des Waldes. Er wäre mißtrauisch geworden, hätte ich mich allzu sehr für die Burg interessiert. Es war ohnehin das Vorwerk, das hier auf der Westseite des Berges zu sehen war. Die eigentliche Burganlage befand sich auf dem Osthang über der Stadt. Ich blieb stehen und klopfte mit dem Wanderstock ein paar Föhrennadeln vom Mantel. Ich hatte im Freien geschlafen, und ein paar Spuren waren noch immer zu sehen. Der Anblick des Kleidungsstücks erfüllte mich mit Gram. Ziemte es sich für den Sohn eines Freigrafen, in derart schäbigen Kleidern gesehen zu werden? Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß ich andere Gewänder würde anlegen können, sobald ich Denguon erreicht hatte. Fürs erste kam es darauf an, daß ich den Eindruck eines Wanderers machte, der inkognito reist. Jeder, den es anging, sollte wissen, daß Sortuun von Tjann in geheimer Privatangelegenheit reiste. So würde sich das Mißtrauen des Tyrannen am ehesten besänftigen lassen. Ich konnte keine Aufpasser gebrauchen, wenn ich mich mit Wrash in Verbindung setzte.

Ich war ein wenig verwirrt. Mehrmals hatte ich mich dabei ertappt, wie ich mich umwandte und ein paar Worte in die kühle Morgenluft sprach, als hätte ich einen Begleiter. So war mir in der Tat zumute. Wenn ich die Gedanken wandern ließ und nicht auf meine Umgebung achtete, entstand in meinem Bewußtsein der Eindruck, es sei ein Gefährte an meiner Seite. Dabei war ich den ganzen Weg von Tjann, zweihundert Meilen insgesamt, allein gewandert. Mein Anliegen vertrug keine Begleitung. Immerhin ging es um die Kontaktaufnahme mit der Knospe des Pfirsichs. Nun, vermutlich gab es eine ganz natürliche Erklärung. Das Essen, das ich gestern Abend zu mir genommen hatte, war verdorben gewesen oder der Wein schlecht. Vielleicht hatte ich auch auf zu kaltem Boden geschlafen und mir ein leichtes Fieber zugezogen.

Als ich die Bergnase umrundet hatte, sah ich die Stadt vor mir liegen. Es war nicht das erstemal, daß ich Denguon zu sehen bekam; dennoch beeindruckte mich das Bild. Die Stadt lag eingebettet in einen mächtigen Talkessel. Wer aus Westen kam wie ich, der sah Denguon von leicht überhöhter Warte. Er blickte über die zyklopischen Mauern der Stadtbefestigung hinweg in das Meer der Häuser, das Gewirr der Straßen. Weit über einhunderttausend Einwohner sollte Denguon zählen.

Ich schritt die sanft geneigte Straße hinab. Ein paar Fuhrwerke kamen mir entgegen - Bauern, die auf dem Weg in den Wald waren, um Holz zu schlagen. Sie grüßten mich mit

einer Mischung aus Ehrfurcht und Mißtrauen. Sie wußten nicht, was sie von mir zu halten hatten. Die schäbige Kleidung paßte nicht zu dem silbernen Degengriff, der durch den Schlitz des Mantels ragte. Adelige, Offiziere und Räuber trugen Degen. Offiziere trugen außerdem Uniformen, und ein Räuber würde wohl nicht so dumm sein, sich am helllichten Tag vor den Toren von Denguon zu zeigen. Also müßte ich eigentlich zum Adel gehören; aber Adelige gingen nicht in zerschlissenen Gewändern einher.

Das hohe Tor des Westens ragte vor mir auf. In der Breiten Durchfahrt lungerten ein paar bewaffnete Söldner, erkenntlich an ihren blaugelben Wämsern und den weinroten Pluderhosen. Einer trat in die Mitte der Durchfahrt, stemmte den Schaft seiner Hellebarde in den Grund und sah mir mit finsterem Blick entgegen.

„Wer kommt, und wohin geht sein Weg?“ fragte er, als ich ihm bis auf fünf Schritte nahe gekommen war.

„Ein müder Wanderer“, antwortete ich. „Denguon ist sein Ziel.“

Meine Antwort gefiel ihm nicht.

„Müde Wanderer gibt es zu Tausenden“, grollte er. „Wird Er mir sagen, wer Er ist und was Er in Denguon verloren hat?“

Ich war ein Muster an Selbstbeherrschung, wenn sich mir auch die Haare im Nacken sträubten. Von einem schmutzigen, stinkenden Söldner mit Er angeredet zu werden, war der Höhepunkt der Zumutung. Aber ich blieb ruhig, wenigstens nach außen hin.

„Bruder, was bringt es dir, wenn du meinen Namen kennst?“ fragte ich und griff in die Tasche. Als ich die Hand wieder zum Vorschein brachte, hielt ich eine kleine Goldmünze zwischen den Fingern.

Der Söldner sah sie, und seine Augen wurden groß vor Gier. Aber so beschränkt er auch sein mochte, er wußte doch, daß die Transaktion von seinen Kumpanen beobachtet werden würde und daß er dann mit ihnen werde teilen müssen. Wenn er allein gewesen wäre, hätte der Handel ihn wohl gelockt. So aber war ihm der Lohn zu gering.

„Er muß sich hüten, einem Soldaten des Herrschers Geld anzubieten“, rief er zornig und stampfte mit dem Schaft der Hellebarde auf den Boden. „Er sagt mir jetzt sofort, wer Er ist, oder ich werfe Ihn in den Kerker.“

„Ich* bin Atjuf aus der Stadt Tjann“, sagte ich.

„Atjuf aus der Stadt Tjann“, höhnte der Söldner. „Kann Er sich wohl ausweisen? Er weiß doch, daß jeder Wanderer eine Erlaubnis seines Schultheißen bei sich zu tragen hat.“

Ich griff abermals in die Tasche. Die Goldmünze verschwand, dafür kam ein kleines Stück zusammengerolltes Pergament zum Vorschein. Der Söldner entfaltete es. Ich hatte nicht damit gerechnet, daß er die Kunst des Lesens verstünde; aber da mußte ich mich wohl getäuscht haben. Er warf einen Blick auf die Urkunde, und die Augen wollten ihm aus den Höhlen treten.

„Sortuun... Atjuf... von Tjann“, stotterte er.

„Und der Schultheiß ist mein Vater“, belehrte ich ihn, während ich ihm das Pergament wieder abnahm. „Freigraf von Tjann, Herr zu Palkein, Schultheiß der Schultheißen in den acht Waldstädten. Willst du noch mehr wissen, du ungehobelter Klotz?“

Er trat vor Schreck einen Schritt zurück.

„Verzeiht, Herr“, brabbelte er. „Ich konnte nicht wissen, daß Ihr...“

„Du sahst meinen Degen, nicht wahr?“ fuhr ich ihn an und zog die Waffe hervor. Die Klinge blitzte auf; der Söldner stieß einen entsetzten Schrei aus. Aber der Stahl hatte ihm keinen Schaden zugefügt. Er war ihm nur haarscharf an der Nase vorbeigefahren. „Wer trägt Waffen? Die Mitglieder des Adels. Ist es nicht so?“

„Es ist so“, stammelte er. „Aber Eure Kleidung, Herr...“

„Es muß nicht ein jeder gleich avisieren, wes Standes er ist“, wies ich ihn zurecht. „Besonders wenn er in privater Mission unterwegs ist wie ich.“

Er duckte sich. Sein grobgeschnittenes Gesicht war eine Grimasse schleimiger Unterwürfigkeit. Er hatte erfahren, wer ich war. Aber Targiiv würde ihn an den Füßen aufhängen, wenn er nicht auch in Erfahrung brachte, was der Junggraf von Tjann in Denguon wollte.

„Herr“, jammerte er, „versteht bitte, daß es nicht meine eigene Neugierde ist, die mich solche Fragen stellen läßt. Ich bin ein Diener des Herrschers und muß tun, was man mir aufträgt.“

Ich nickte großmütig.

„Frage immerhin“, forderte ich ihn auf.

„Was, oh Herr, ist der Zweck Eures Aufenthalts in Denguon?“

Ich griff nach ihm. Er erschrak zuerst und wollte mir ausweichen. Aber ich bekam ihn an seinem bunten Wams zu fassen und zog ihn zu mir heran. Dicht an seinem Ohr flüsterte ich:

„Kennst du den Wirt der Schenke Der Löwe und das Schwert?“

„Ja“, murmelte er.

„Hat der Wirt eine Tochter?“

Da wetterleuchtete es in seinem windgegerbten, von den Narben zahlreicher Kämpfe durchsetzten Gesicht. Er verstand, worauf ich hinauswollte. Ein faunisches Grinsen spielte um seinen wulstlippigen Mund.

„Freilich hat er eine Tochter, Herr. Und schön ist sie...!“

Er schlug sich die Hand vor den Mund, um mir zu zeigen, daß mein Geheimnis bei ihm gut aufbewahrt sei. Ich ließ ihn los.

„Genügt dir das?“ fragte ich.

„Bei der großen Hexe am Rande von Huun“, versicherte er, „es genügt mir. Ich wünsche Euch frohen Aufenthalt in Denguon, Herr. Ich weiß, die Tochter des Wirts wird Eurem Charme sofort anheimfallen.“

„Das will ich hoffen“, lachte ich und setzte meinen Weg fort.

So hielt ich Einzug in Denguon: ein Grafensohn, dessen dilettantischen Versuch, unerkannt zu bleiben, jedermann durchschaute, ein durch und durch harmloser Bursche, der hinter einer Schürze her war und seine Liebesjagd im geheimen betreiben mußte, weil alle Welt wußte, daß daheim in Tjann eine Frau seiner wartete.

Verzeih mir, schöne, liebste Hoanna. Sie werden sich die Mäuler über dich und mich zerreißen. Es ist viel, was ich dir zumute. Aber es muß sein.

Der Tyrann muß sterben!

*

Ich nannte mich Atjuf aus Tjann; aber der Wirt im Krug und Schwan merkte wohl, daß mehr hinter mir steckte, als ich erkennen lassen wollte - besonders nachdem ich ihm aufgetragen hatte, er solle mir schnellstens einen Kleiderhändler schicken, der Gewänder für den erlesenen Geschmack in seinem Sortiment führte. Außerdem mietete ich drei große Zimmer im rückwärtigen Teil des Gasthauses, von denen eines einen separaten Ausgang auf den Hof hatte, und zudem das Badehaus für meinen privaten Gebrauch.

Ich kleidete mich aus. Dabei fiel mir ein merkwürdiger Zettel in die Hand, der sich in einer Tasche unter meine Habseligkeiten verkrochen hatte. Er war weder aus Pergament noch aus dem neumodischen Zeug, das sie Papier nennen. Er fühlte sich glatt und kühl an. Er war zusammengefaltet, aber wenn man ihn ausbreitete und glättete, verschwanden die Faltenknölle spurlos, als wären sie nie dagewesen. Solches Material hatte ich noch nie in Händen gehabt. Ich fragte mich, wie es in meine Tasche gekommen sein mochte.

Auf dem Zettel stand unleserliches Zeug. Es sah so aus, als sei es in meiner Handschrift geschrieben; aber solche Zeichen kannte ich nicht.

Während ich den Zettel betrachtete, drängten sich Gedanken von außen her in mein Bewußtsein, und ich hörte mich sagen:

„Du hast doch recht gehabt, Ron.“

Ich erschrak. Verwirrte sich mein Verstand? Ich griff an die Stirn und vergewisserte mich, daß ich kein Fieber in mir trug. Wer war Ron, und womit hatte er recht gehabt? War der Zettel ein Zauberding, das mir fremde Gedanken eingab? Ich zog unter meinen Habseligkeiten, die ich auf dem Tisch ausgebreitet hatte, Stahl und Lunte hervor und zündete eine Flamme. In die Flamme hielt ich den Zettel und erwartete nichts anderes, als ihn sofort in Feuer und Rauch aufgehen zu sehen. Aber nichts da! Ich verbrannte mir die Finger. Der Zettel dagegen verfärbte sich nicht einmal. Er wurde auch nicht heiß.

Mir wurde unheimlich zumute. Mit dem Zettel mußte es etwas Wichtiges auf sich haben. Vielleicht fand ich irgendwo einen Gelehrten, der die gekritzten Zeichen zu entziffern verstand. Auf jeden Fall mußte ich den Zettel behalten.

Kurze Zeit später erschien der Kleiderhändler. Ich hatte mich inzwischen mit Parfüm besprührt, damit man den Schweiß der Wanderung nicht mehr roch. Zum Baden war ich noch nicht gekommen. Der Händler hatte eine Probe seiner Waren mitgebracht. Sie waren nicht schlecht. Wir wurden rasch handelseinig, da das Feilschen nicht mein Metier ist. Ich bezahlte mit Gold, und der Händler war so zufrieden, daß er mir noch ein weißes Seidenhemd als Gabe dazulegte.

Eine Magd erschien, um mir mitzuteilen, daß der Wasserkessel im Badehaus ausreichend erhitzt sei. Verschämt erkundigte sie sich, ob sie mir beim Baden behilflich sein könne. Ich belohnte sie mit einem Silberstück und gab ihr zu verstehen, daß ihre Dienste nicht erforderlich seien.

Ich legte ein Tuch um und ging über den Hof ins Badehaus. In der Wanne mischte ich mir ein Gebräu aus heißem Wasser, Gewürzen und Badesalzen. Dann stieg ich ein und ließ dem von der langen Wanderung verkrampften Körper Zeit, sich zu entspannen.

Viel Entspannung war mir allerdings nicht gegönnt. Es pochte an die Tür, und zwar nicht artig und zaghaft, sondern mit Macht, als schläge einer mit dem Hammer gegen die Bohlen.

„Scher dich fort!“ schrie ich zornig. „Ich habe das Badehaus gemietet.“

„Oh ja?“ antwortete eine tiefe, kräftige Stimme von draußen. „Das werden wir sehen.“

Ein donnernder Schlag dröhnte gegen die schwere Tür. Mit Entsetzen sah ich die Schneide eines Beiles, die durch die Bretter gedrungen war. Blitzschnell wurde sie wieder zurückgezogen, dann krachte es von neuem. Ich wollte aus der Wanne springen. Es widerstrebte mir, dem ungestümen Burschen nackt gegenüberzutreten. Aber er war schneller als ich. Unter der Wucht seines Schlagens zerbarst der hölzerne Riegel. Die Tür flog auf, und ich sank schamhaft unter die schützende Hülle des Schaums, der die Oberfläche des Badewassers bedeckte.

Der Eindringling war ein hochgewachsener Mann. Sein Gesicht war von Narben bedeckt, die eine schwere Krankheit hinterlassen haben mußte. Irgend etwas an seinen Zügen kam mir bekannt vor, als sei ich ihm schon einmal begegnet. Aber er ließ mir zum Nachdenken keine Zeit. Es war unverkennbar, daß ihn finsterster Zorn beselte. Er trat auf die Wanne zu und hob das Beil zum Schlag. Seine Brust hob und senkte sich unter hastigen Atemzügen. Die Augen funkelten mich wutfüllt an.

„Ich will dich lehren“, stieß er hervor, „meine Tochter Meara zu beleidigen.“

*

Von der Kunst des Kämpfens hatte er wenig Ahnung. Ich hatte die Knie angezogen, und als ich sie jetzt ruckartig wieder von mir stieß, platschte ihm ein Eimervoll dampfenden Wassers entgegen. Darauf war er nicht gefaßt. Er wich mit einem zornigen Schrei zurück, stolperte über den Hocker, auf dem ich mein Tuch ausgebreitet hatte, und ging zu Boden. Ich setzte über den Rand der Wanne hinweg. Bevor er begriff, wie ihm geschah, hatte ich ihm das Beil entwunden. Er lag vor mir und sah zu mir auf, offensichtlich fest davon überzeugt, daß ich ihm nun den Schädel spalten würde. Aber in seinen Augen loderte noch immer der Zorn. Der Mann war kein Feigling.

Ich wich zwei Schritte zurück, nahm das Tuch auf und schlang es mir um die Blöße.

„Du kannst aufstehen, du dreimal gehörnter Ochse“, sagte ich zu ihm.

„Du bist der Wirt im Löwen und Schwert, nicht wahr?“

„Wer sonst?“ knurrte er, während er sich langsam aufrichtete. „Und wenn Ihr auch ein Junggraf seid und jetzt mein Beil in der Hand haltet: Ich schwöre Euch bei der großen Hexe am Rande von Huun, ich werde Euch den Schädel einschlagen, sobald Ihr Meara auch nur mit einem einzigen Eurer lusternen Blicke beleidigt.“

Er war immer noch zornig bis an den Rand seiner Seele; aber er bediente sich der Redeweise eines Gebildeten. Der Mann wurde mir immer sympathischer.

„Wirt, deine Tochter ist vor mir sicher“, sagte ich. „Ich habe von ihrer Schönheit gehört und wollte sie kennen lernen. Aber ich achte den Wunsch des Vaters. Du und deine Tochter, ihr habt von mir nichts zu fürchten.“

Unsicher sah er mich an. Es stand ihm fast auf dem Gesicht geschrieben, was in seinem Gehirn vor sich ging.

„Ihr macht Euch über mich lustig“, beschwerte er sich. „Ihr seid ein Grafensohn - und wollt so leicht aufgeben?“

„Du hast merkwürdige Vorstellungen von den Lebensgewohnheiten des Adels“, antwortete ich. „Wir achten die Gesetze wie jeder andere Bürger auch.“ Es zuckte verdächtig in seinem Gesicht; die Lüge war mir leicht über die Lippen gegangen. „Wenn du nicht willst, daß ich deine Tochter sehe, dann mag sie mir aus den Augen bleiben. Es gibt noch andere schöne Weiber in Denguon.“

Er streckte die Arme aus und hielt die Handflächen nach oben. Sein Zorn war verraucht.

„Herr, wenn Ihr das tun wollt, werde ich Euren Namen preisen bis ans Ende meiner Tage. Meara ist ein braves Mädchen. Ihr dagegen habt eine Frau daheim in Tjann. Ich wünsche Euch nichts als das Beste ...“

Ich winkte ab.

„Dank, Wirt. Von wem hast du überhaupt erfahren, daß ich mich für deine Tochter interessierte?“

„Von Quapt, dem Wächter am Westtor.“

„Dieser Quapt soll sich vor mir in acht nehmen“, drohte ich. „Ich erzähle ihm keine Geheimnisse, damit er sie an den nächsten besten ausplaudert. Wie ist übrigens dein Name?“

„Wrash, Herr.“

Mir war, als hätte mir einer mit dem Hammer über den Kopf geschlagen. *Wrash!* Das war der, dessentwegen ich nach Denguon gekommen war. Meine Maskerade, meine zur Schau gestellte Weibertollheit - sie dienten nur dazu, daß ich unbemerkt und unverdächtigt Verbindung mit Wrash aufnehmen konnte. Und jetzt entpuppte er sich als der Vater des Mädchens, dem ich nachstellte, und es gab sicher den einen oder anderen scharfäugigen Beobachter, der gesehen hatte, wie er mit dem Beil in das Badehaus eingedrungen war, während ich in der Wanne saß.

Oh, Schicksal! Manchmal ist deine Ironie schwer zu ertragen.

„Was weißt du über die Knospe des Pfirsichs?“ fragte ich.

Er zuckte zusammen. Gleich darauf hatte er sich jedoch wieder in der Gewalt.

„Ich weiß nicht, was Ihr meint, Herr“, behauptete er.

Konnte ich es ihm übel nehmen? Ich war ein Fremder, noch dazu der Sohn eines Grafen. Vom Adel sagte man allgemein, daß er dem Tyrannen treu ergeben sei. Schließlich ging es ihm unter Targiivs Herrschaft nicht schlecht. Wie wäre Wrash dazu gekommen, mir gegenüber zuzugeben, daß er die Tarnbezeichnung der Organisation kannte, die sich den Sturz des Despoten zum Ziel gesetzt hatte.

Traurig musterte ich mein Badewasser. Die Entspannung mußte warten. Es gab Wichtigeres zu tun.

„Wir haben noch viel miteinander zu besprechen, Wrash“, sagte ich. „Deinetwegen bin ich nach Denguon gekommen. Nenn mir einen Ort, an dem wir uns heute in der Nacht treffen können, ohne daß jemand etwas davon weiß.“

„Herr, was soll ich...“

„Hör auf mit dem Herr“, fuhr ich ihn ungeduldig an. „Wir ziehen alle am selben Strang. In dieser Stadt heiße ich Atjuf. Nenn mich so und sag du zu mir.“

Es bedurfte einiger Überredung von meiner Seite; aber schließlich gewöhnte Wrash sich daran, mich beim Vornamen zu nennen und die vertrauliche Anrede zu gebrauchen. Er bezeichnete mir ein altes, leerstehendes Gebäude im östlichen Randbezirk der Stadt.

„Es spukt dort angeblich“, grinste er. „Die Leute machen einen großen Bogen drum herum.“

„Auch Targiivs Schergen?“ fragte ich.

„Auch diese“, nickte er.

„Gut. Ich sehe dich dort um Mitternacht. Ich werde etwas mitbringen, womit ich dich überzeuge, daß du zu mir ruhig über die Knospe des Pfirsichs sprechen darfst. Und jetzt wirst du hinausgeworfen.“

Er fuhr auf.

„Ich habe vor, mit dir ins Geschäft zu kommen“, sagte ich hart. „Keiner darf ahnen, daß wir uns hier friedlich geeinigt haben. Du bist ins Badehaus eingedrungen. Ich habe dich entwaffnet, und jetzt fliegst du in hohem Bogen durch die Tür. Je härter du aufkommst, desto besser werden die Neugierigen, die draußen lauern, begreifen, daß es zwischen uns nichts als Haß und Feindschaft gibt. Verstehst du das?“

Er war verwirrt; ich sah es ihm an.

„Ja, Herr...“, stotterte er, „ich meine... ja, ich glaube...“

Ich ließ ihm keine Zeit zum Nachdenken. Daß ich die Sache so ernst nehmen würde, damit hatte er wohl nicht gerechnet. Er war kräftig und hätte mir erhebliche Schwierigkeiten bereiten können. So aber bekam ich ihn um den Leib zu fassen, hob ihn in die Höhe und schleuderte ihn mit aller Kraft durch die offene Tür. Er stieß ein gellendes Geul aus und gab noch im Flug seinem Körper einen Schwung, daß er ziemlich ungeschickt landete. Er humpelte davon, schwang die Faust und schrie Flüche in Richtung der offenen Badehaustür. Das Humpeln glaubte ich ihm, denn er war wirklich unsanft gestürzt. Aber die Flüche waren gemacht. Ich sah das Grinsen auf dem narbigen Gesicht, als er zu mir herüber nickte.

Zum Baden kam ich nicht mehr. Ich kehrte in mein Quartier zurück, wo sich alsbald der besorgte Wirt melden ließ. Ich beruhigte ihn und ließ ihn wissen, daß ich nicht die Absicht hätte, Wrash den Vigilanten zu melden und vor den Richter zu zerren. Das paßte nun wiederum meinem Wirt nicht in den Kram, der den Mann, der ihm Konkurrenz machte, gern ausgeschaltet gesehen hätte. Aber schließlich mußte er einsehen, daß einer, der wie ich auf Liebesabenteuer aus war, das Aufsehen zu meiden hat. Ich dankte ihm für sein Verständnis mit einem Goldstück, und er war's zufrieden.

Ich nahm ein vorzügliches Abendessen ein. Dann begann ich, mich auf mein nächtliches Treffen mit Wrash vorzubereiten.

*

„Wer will nach Hause?“ fragte die Stimme aus dem Dunkel. „Wo ist zu Hause?“

Die Unterhaltung lief nicht so, wie Reginald Bull sie sich vorgestellt hatte. Bildete er es sich nur ein, oder war es wirklich so, daß aus der Stimme des Unbekannten Feindseligkeit klang?

„Spiel mir nichts vor“, sagte er ärgerlich. „Du sprichst Interkosmo. Du mußt wissen, wo du die Sprache gelernt hast.“

„Auf einer kleinen, unbedeutenden Welt namens Terra“, kam die Antwort. „Ich weiß noch mehr. Dein Name ist Reginald Bull. Einst warst du ein großer Mann in der Liga Freier Terraner und der Kosmischen Hanse. Du bist unerlaubt in die Hohe Schule eingedrungen und lebst in dem Wahn, daß es hier achtundvierzig Shana gibt, die sich danach sehnen, von dir gerettet zu werde.“

„Wahn?“ echte Bull. „Ihr seid Terraner. Die Heimat hat verzweifelt nach euch gesucht, um euch getrauert, als sie euch für verloren hielt. Wir haben euch gefunden. Ich verstehe dein Geschwätz nicht. Sag mir laut und deutlich: Wollt ihr in die Milchstraße zurückkehren oder nicht?“

„Nein“, kam die Antwort.

Verzweiflung kroch Reginald Bull in die Seele. Konnte er sich so sehr getäuscht haben? War das, was ihm hier geboten wurde, ein grausamer Scherz?

„Zeig dich mir!“ schrie er. „Laß dich sehen, und sag mir das ins Gesicht.“

„Warum?“ klang es spöttisch aus der Finsternis. „Kannst du die Wahrheit bei Helligkeit leichter ertragen als im Dunkeln?“

„Du bist übergeschnappt!“ donnerte Reginald Bull. „Du sprichst nicht für die terranischen Shana. Du hüllst dich in Finsternis, weil ich dir sonst den Wahnsinn am Gesicht ablesen könnte.“

„Armer Mann“, sagte die Stimme mitfühlend. „Dabei bist du es, dessen Verstand durcheinandergeraten ist.“

„Licht!“ schrie Bull. „Mach Licht!“

Lampen flammten auf. Es war nicht die grelle, blauweiße Helligkeit, die ihm zuvor in den Augen gebrannt hatte, sondern ein weiches, gelbes Licht. Es lag auch nicht mehr der Korridor vor ihm, den er vom Antigravschacht aus entlanggeschritten war, sondern ein runder Raum mit niedriger Decke. Das machen sie mit ihren psionischen Tricks, dachte er grimmig.

Im Halbkreis standen sie vor ihm: achtundvierzig Männer und Frauen, die Überlebenden der Besatzung zweier Tsunamis. Sie trugen die Shant-Kombination der Upanishas-Schüler. Sie sahen ihn an, und ihre Blicke waren kalt, teilnahmslos. Er musterte sie einen nach dem ändern. Vier oder fünf waren darunter, die er kannte. Er wußte ihre Namen nicht mehr; aber er erinnerte sich daran, daß er ihnen begegnet war. Er durchquerte die Rundung des Raumes. Vor einem von denen, an die er sich erinnerte, blieb er stehen.

„Hat er für alle gesprochen?“ fragte er. „Habt ihr gehört, was er sagte?“

Der Mann nickte.

„Wir haben es gehört. Wir waren hier, während er sprach. Seine Gedanken sind die unseren.“

„Ihr wollt nicht zurück in die Heimat?“ brachte Bull ungläubig hervor.

„Unsere Heimat gibt es nicht“, antwortete der Mann, der einst auf einem terranischen Raumschiff vom Typ Tsunami Dienst getan hatte. „Wir sind Soldaten des Ewigen

Kriegers. Wir sind dort, wo Ijarkor uns hinbeordert. Unser Leben ist dem Kampf, dem Gehorsam und der Ehre gewidmet. Das mußt du verstehen, Reginald Bull, auch wenn dein Verstand in Unordnung geraten ist.“

Da wußte der, den sie früher den Dicken genannt hatten, daß seine Idee falsch gewesen war. Daß er einem Hirngespinst nachgejagt war. Er wußte mit einemmal, was er übersehen hatte.

Das Kodexgas. Sie hatten soviel von dem eingeatmet, was unter den Lehrern und Schülern der Upanishada der Atem Estartus genannt wurde, daß sie nicht mehr Herr ihres Willens waren. Die hypnotische Wirkung des Gases hatte ihnen den Glauben an die fehlerlose Weisheit der Lehre vom Permanenten Konflikt aufgezwungen. Sie konnten nicht anders: Sie mußten an ihre Berufung zu Vasallen des Ewigen Kriegers glauben.

Daran hätte er denken müssen. Man absolvierte nicht die dritte Stufe der Upanishad-Ausbildung, ohne mit Kodexgas vollgepumpt zu werden. Er wußte aus eigener Erfahrung, wie das Gas auf das Bewußtsein und die Vernunft des Menschen wirkte. Tagelang hatte er damals, auf Cloreon, sich selbst als Krieger gefühlt.

Eine Hoffnung blieb noch. Wenn es Irmina Kotschistowa gelang, ausreichende Mengen des Antiserums herzustellen, konnte diesen Menschen geholfen werden. Aber was die gegenwärtige Situation anbelangte, so hatte er versagt.

„Also gut“, sagte er. „Ich habe mich getäuscht. Ihr seid an Rettung und Heimkehr nicht interessiert. Bleibt mir nur, mich still zurückzuziehen und zu hoffen, daß mich eure Kumpane nicht erwischen.“

Er wollte sich abwenden, aber mitten in der Bewegung sah er aus den Augenwinkeln das Kopfschütteln des Mannes, mit dem er gesprochen hatte. Erfuhr wieder herum.

„Was, du bist anderer Meinung?“ fragte er.

„Du hast das Gesetz gebrochen“, antwortete der Mann. „Du bist gegen jedermanns Willen in die Upanishad eingedrungen. Deine Begleiter haben Schaden angerichtet. Du mußt bestraft werden.“

Reginald Bulls Augen wurden weit vor Staunen.

„Von euch?“ fragte er.

„Nicht von uns. Der Panish Panisha wird entscheiden, was mit dir zu geschehen hat. Du bist überdies des Kodex-Frevels beschuldigt. Du besaßt einst die Faust des Kriegers, hast dich ihrer jedoch in frivoler Weise entledigt. Auch das verlangt nach Sühne.“

Reginald Bulls Hand schob sich unwillkürlich auf den Griff der Waffe zu, die er im Gürtel trug. Der Zorn loderte in seinem Herzen. Im letzten Augenblick besann er sich. Es war sein Vorsatz gewesen, auf den Gebrauch der Waffe zu verzichten. Die Gründe, die dafür maßgebend gewesen waren, galten auch jetzt noch.

Er hätte fliehen können. Vielleicht wäre es wenigstens einen Versuch wert gewesen. Er besaß einen leistungsfähigen Antigrav und einen Schirmfeldgenerator. Aber er konnte Jo und Chimba, Twik, Susa und Luzian nicht im Stich lassen.

Er ließ die Hand sinken. Sein Zorn war verbraucht. Niedergeschlagenheit machte sich breit.

„So mag es sein“, sagte er. „Wenn ich gegen eure Gesetze verstoßen habe, will ich mich dafür verantworten. Bringt mich zum Panish Panisha.“

„Ohne Kampf?“ spottete einer der Shana. „Du willst einst die Faust des Kriegers getragen haben und entziehst dich dem Kampf? Was wird aus deiner Ehre, alter Mann?“

Reginald Bull sah auf. Mit einemmal war wieder Glanz in seinen Augen.

„Dich kenne ich“, sagte er zu dem Sprecher. „Wenn ich mich anstreng, kann ich mich vielleicht sogar an deinen Namen erinnern. Sandro... Sandra Andretta, nicht wahr?“

„Na und?“ murkte der Shan.

„Alt mag ich sein, du Narr“, sagte Bull und schüttelte dazu den Kopf. „Aber arm? Arm seid ihr, denn ihr wißt nicht, was ihr tut.“

*

„Sortuun, der Sohn des Freigrafen Sajnald von Tjann, ist in der Stadt.“ Ein hämisches Grinsen lag auf dem feisten Gesicht des Mundschenks, den Targiiv zu seinem persönlichen Vertrauten gemacht hatte. „Er ist auf Schürzenjagd.“

Quolar, der Mundschenk, kauerte zu Füßen des dreistufigen Podests, auf dem der Sessel des Despoten stand. Targiiv räkelte sich in den Polstern. Er war ein großer, kräftiger, füllig gebauter Mann. Sein zerfurchtes Gesicht zeigte die Spuren eines zügellosen Lebens. Die Augäpfel waren rötlich verfärbt. Er trug ein loses Gewand, das so aussah, als sei es aus Metallfolie gefertigt. Wenn Targiiv sich bewegte, schillerte es in allen sieben Farben des Regenbogens.

Quolar war in einen feuerroten Kaftan gekleidet, der um die Taille herum durch eine gelbe Schärpe gegürtet wurde. Als Zeichen seiner Macht trug der Mundschenk einen silbernen Hammer, mit dem er nach zuverlässigen Angaben schon manchen Schädel eingeschlagen hatte, und als Symbol seines Amtes eine kleine, vergoldete Kelle, mit der er den Wein probierte, den er dem Herrscher zu servieren gedachte. Man sah Quolar an, daß er als Mundschenk auch auf den eigenen Vorteil achtete. Bei einer Größe von knapp sechs Fuß wog er gut und gern dreihundert Pfund.

„Sortuun“, wiederholte der Despot und schwenkte nachdenklich den Wein in einem schweren, goldenen Pokal. „Von ihm habe ich noch nichts gehört. Sajnald ist ein zuverlässiger Mann, immer auf den Gewinn bedacht, den ich ihm zukommen lasse. Aber Sortuun? Muß ein Laffe sein.“

„Die Schürze, auf die er es abgesehen hat, gehört Meara“, berichtete Quolar. „Das macht die Sache pikant.“

Targiivs buschige Brauen hoben sich.

„Wrashs Tochter?“ fragte er mit tiefer, rauer Stimme. „Wrash traue ich nicht. Was hatte der Laffe von Tjann mit seiner Tochter zu schaffen?“

„Jetzt wahrscheinlich nichts mehr“, antwortete Quolar. „Wrash hat ihn im Badehaus überfallen, um ihm die Leviten zu lesen. Du weißt, oh Herr, wie sehr der Alte auf die Tugend seiner Tochter bedacht ist. Zwar hat Sortuun ihn verprügelt und zur Tür hinausgeworfen, wie man hört. Aber die Lust an Meara wird ihm vergangen sein. Dem Wirt im Krug und Schwan hat er aufgetragen, ihm eine schöne, junge Bettgenossin zu verschaffen - irgendeine.“

Targiiv grinste genüßlich. Er erinnerte sich an die Zeiten, da er ähnliche Aufträge erteilt hatte. Sie waren längst vorbei. Er war alt geworden. Die Sorge um seine Macht und das Reich Huun beschäftigten ihn so sehr, daß er keine Zeit mehr hatte, an Frauen zu denken.

„Was weißt du sonst noch Neues?“ fragte er den Mundschenk.

„Nichts, Herr. Es ist ruhig im Land Huun.“

„Die Techno-Rebellen?“

„Lassen nichts von sich hören, Herr.“

Targiiv nahm einen kräftigen Schluck aus dem Pokal und rülpste.

„Du kannst gehen, Quolar. Ich muß nachdenken“, sagte er.

Der Mundschenk erhob sich, machte eine tiefe Verbeugung und dienerte rückwärtsgehend in Richtung Tür. Die schweren Eisenangeln quietschten und knarrten. Dann war der Despot allein.

Er leerte den Pokal und schleuderte das kostbare Gefäß achtlos von sich. Der Wein war schwer und begann alsbald, seine Wirkung auszuüben. Targiivs Gedanken verwirrten sich. Er kannte den Zustand und genoß ihn eher, als daß er sich von ihm beunruhigen ließ. Es gefiel ihm, seine Seele wandern zu lassen, wie er es nannte, und Bilder zu sehen, die er sich nicht erklären konnte. Er erblickte einen dunklen Teich, der ringsum von dichtem Wald eingeschlossen war. Nur ein schmaler Streifen weißen Sandes am Ufer des Gewässers war frei von Vegetation. Aus dem Teich ragte ein moosbewachsener Fels. Auf dem Felsen lag ein bernsteingelbes, mit Stacheln versehenes Ding, das an eine Rüstung erinnerte. Ein Bein der Rüstung war mittels einer Klappe geöffnet. Durch die Öffnung rann milchigweiße Substanz, glitt die Oberfläche des Felsens hinab und verschwand im dunklen Wasser des Teiches.

So oft Targiiv dieses Bild auch sah, es erfüllte ihn jedes Mal von neuem mit einem Gefühl der Ruhe, des Friedens, der Ausgeglichenheit. Er hatte den Teich nie in Wirklichkeit gesehen. Gewächse wie die des düsteren Waldes gab es weder innerhalb noch außerhalb der Grenzen des Landes Huun. Und mit der bernsteingelben Rüstung vermochte er vollends nichts anzufangen. Aber die Szene wirkte vertraut.

Irgendwo in den Tiefen seines Bewußtseins mußte eine Erinnerung begraben sein, die der Wein wieder an die Oberfläche brachte. Er rief sich zur Ordnung. Trunken oder nicht: Er hatte ein Reich zu regieren. Die Feinde lauerten überall. Bisher hatte er sich ihrer ohne viel Mühe erwehren können. Aber die Techno-Rebellen machten ihm zu schaffen.

Er hatte Wrash im Verdacht, einer der Rebellen zu sein. Sobald er seiner Sache sicher war, würde er Wrash in Stücke reißen lassen.

3.

Der Wirt im Krug und Schwan war ein brauchbarer Mann. Drei junge Frauen hatte er mir zugeführt. Eine gefiel mir ganz besonders. Die beiden anderen schickte ich mit einem Geschenk nach Hause. Den Wirt ließ ich wissen, daß ich für den Rest der Nacht auf keinen Fall gestört werden wolle. Dann zog ich mich mit meiner Holden zurück, kredenzte ihr einen Becher Wein, der mit einem Schlafmittel gewürzt war, und wartete, bis der Schlummer sie übermannte. Da war es allerdings mit ihrer Holdseligkeit gleich vorbei: Sie schlief mit geöffnetem Mund und schnarchte gottserbärmlich, daß es einen Bären aus dem Winterschlaf geweckt hätte.

Ich deckte sie zu. Dann steckte ich zu mir, was ich Wrash zeigen wollte, und schlich mich davon. Ich war ein wenig besorgt um meinen Ruf. Was würde die Welt von mir denken, wenn ich beobachtet wurde, wie ich mich mitten in der Nacht davonstahl, während eine schöne junge Frau auf meine Umarmung wartete? Aber es war niemand in der Nähe - niemand, heißt das, den ich hätte wahrnehmen können. Und ich nahm ziemlich viel wahr, in erster Linie dank des Kästchens, das ich in der Tasche des Mantels stecken hatte. Damit eben wollte ich Wrash überraschen.

Die Straßen waren leer. In Denguon ging man früh zu Bett. Es gab ein Vergnügungsviertel am Innenrand der Weststadt, wo laut Aussage des Wirts im Krug und Schwan bis in die frühen Morgenstunden etwas los sein sollte. Ich machte einen großen Bogen drum herum und verfluchte im stillen meinen künftigen Bundesgenossen Wrash, weil er sich einen Treffpunkt ausgerechnet auf der gegenüberliegenden Seite der Stadt ausgesucht hatte.

Nach einer Stunde näherte ich mich dem Ziel. In dieser Gegend mußte die Stadt vor tausend oder mehr Jahren ihren Anfang genommen haben. Waren die Straßen, die ich bisher begangen hatte, noch gepflastert gewesen, so gab es hier als Belag nur Dreck und Lehm. In der Innenstadt hatte man hier und da, in Ringe an Häuserwänden oder Mauern

gesteckt, noch eine blakende Fackel gesehen, die den Weg wenigstens ein paar Schritte weit beleuchtete. Hier war es finster. Ich pries die Schärfe meiner Augen, die mir erlaubte, auch beim Schein der Sterne mit ausreichender Deutlichkeit zu sehen.

So gut ich konnte, hielt ich mich in der Nähe von Hauswänden, wo die Dunkelheit am tiefsten war. Ich bewegte mich jetzt langsam und hielt des öfteren an, um zu lauschen. Ich hatte mich Wrash gegenüber bloßgestellt, in dem ich das Stichwort Knospe des Pfirsichs erwähnte. Er mußte wissen, daß ich ein Eingeweihter war. Aber ich hatte keine Ahnung, wie weit sein Mißtrauen ging. Ich mußte damit rechnen, daß er mir eine Falle stellte - und sei es nur, damit er mich unter Anwendung der einschlägigen Methoden nach meinen wahren Absichten ausfragen konnte. An einer solchen Behandlung war ich nicht interessiert.

Ich fand die Straßenkreuzung, die Wrash mir bezeichnet hatte. Hier mußte ich nach rechts abbiegen. Alte, unbewohnte Häuser säumten die schmale Seitenstraße. Den Blick schräg nach oben gerichtet, sah ich durch viele Fensterhöhlen den klaren Sternenhimmel über dachlosen Fassaden. Ich erblickte das Haus, das von Wrash als Treffpunkt bestimmt worden war. Sein Giebel war zum Teil eingestürzt. Er sah aus wie die zum Flug ausgebreiteten Schwingen eines schädellosen Vogels. Etwa zweihundert Schritte waren es bis dorthin.

Ich schlich mich zwischen zwei Häuserruinen hindurch und schlug einen Bogen, um das Ziel von der Seite her zu erreichen, aus einer Richtung, aus der Wrash mich nicht erwartete. Ich hatte noch nicht die Hälfte der Distanz hinter mir, da ertönte aus der Tasche meines Mantels ein leises, piependes Geräusch. Ich blieb sofort stehen. Menschendetektor hatte ich das kleine Gerät genannt, das ich nach alten Unterlagen entwickelt und in Hunderten schlafloser Nächte mit viel Mühe zusammengebaut hatte. Es sprach auf die Nähe anderer Menschen an. Es maß die Ausstrahlungen ihrer Gehirne und gab einen Warnton von sich. So wenigstens stand es in den alten Schriften. Bevor sie mir in die Hände fielen, hatte ich nicht einmal gewußt, daß das menschliche Gehirn eine Ausstrahlung besaß, geschweige denn mir vorstellen können, wie man es anstellen müßte, sie zu messen. Mehrmals war ich vor Wut und Enttäuschung nahe daran gewesen, den kleinen Kasten in die Ecke zu schleudern und mein Experiment aufzugeben, weil ich das Gerät nicht dazu bringen konnte, mich selbst zu ignorieren. Was nützt mir ein Menschendetektor, der dauernd fiept und pfeift, weil er die Ausstrahlung meines Gehirns registriert? Aber das Problem hatte sich schließlich lösen lassen. Gehirnstrahlung ist von Mensch zu Mensch verschieden. Von Frequenzen und Impulsformen war in den Unterlagen die Rede. Ich brachte den Kasten dazu, die Ausstrahlung meines Gehirns von der aller anderen zu unterscheiden. Auf diese Weise konnte ich ihn dazu bewegen, stumm zu bleiben, wenn er nur meine Nähe wahrnahm.

Ich war stolz auf mein Werk. Es bewies, daß ich etwas von Technik verstand. Es würde mir helfen, von den Techno-Rebellen akzeptiert zu werden. Aber im Augenblick hatte ich es erst einmal mit Wrash zu tun. Er mußte Posten aufgestellt haben. Denn so, wie ich das Kästchen justiert hatte, sprach es aus einer Distanz von höchstens 50 Schritten an. Das Haus, an dem ich mich mit Wrash treffen sollte, lag wesentlich weiter entfernt.

Ich kauerte mich in eine Mauernische und spähte auf einen von Trümmern übersäten Hof hinaus. Da gewahrte ich ein feines, irrlichterndes Blinken, das von mehreren Stellen unmittelbar über dem Boden ausging. Ich erriet, wodurch es verursacht wurde. Jemand hatte quer über den Hof einen Draht gespannt, einen ganz dünnen Draht. Er konnte unmöglich dazu gedacht sein, mich zu Fall zu bringen. Ich hätte ihn wahrscheinlich nicht einmal bemerkt, wenn ich darangeraten wäre, so fein war er. Also hatte Wrash etwas anderes mit ihm im Sinn, und ich wußte auch sofort, was es war. An den Draht gekoppelt war irgendein Mechanismus, der anschlagen würde, sobald der Draht zerriß. Rings um

das Haus, bei dem wir uns treffen sollten, hatte Wrash vermutlich mehrere solcher Drähte gespannt. Von welcher Seite ich mich auch näherte, Wrash würde rechtzeitig gewarnt.

Schlau gemacht, das mußte ich ihm zugestehen. Vor allen Dingen interessierte mich der Mechanismus, an den der Draht angeschlossen war. Seine Wirkungsweise war wahrscheinlich nicht mechanisch, sondern elektrisch. Wenn Wrash etwas von Elektrizität verstand, dann war er ein Fortgeschritten unter denen, die sich mit der Technik der Alten befaßten.

Gut. Ich würde ihm auf gleichem Terrain begegnen. Die Nische, in der ich mich verkrochen hatte, bot gute Aufstiegsmöglichkeiten. Ich kletterte drei Manneslängen in die Höhe und stieß dort auf den Rest eines Sims, der mir bequemen Halt bot. Es fiel mir nicht schwer, aus dem verwitterten Gemäuer einen Stein zu lösen. Ich wog ihn sorgfältig, zielte und schleuderte ihn in die Tiefe. Er traf den Draht. Ich horchte aufmerksam. Ich hatte erwartet, irgendein Geräusch zu hören, das von dem Nachweisgerät ausging. Aber Wrash war auch in dieser Hinsicht schlau zu Werke gegangen. Er hatte das Gerät irgendwo untergebracht, wo niemand außer ihm es anschlagen hören konnte.

Daß es seinen Zweck in der Tat erfüllte, bekam ich gleich zu sehen. Aus den Schrunden der Häuserruinen kamen schattenhafte Gestalten herangehuscht. Das Licht der Sterne blinkte auf den Klingen ihrer Dolche. Sechs waren es insgesamt. Sie näherten sich der Linie, entlang der der Draht gespannt war, hielten an und zögerten.

„Er muß in der Nähe sein.“ Obwohl er mit unterdrückter Stimme sprach, erkannte ich Wrash. „Schwärmt aus und sucht ihn.“

Fünf Schatten glitten davon. Nur Wrash blieb zurück. So hatte ich es mir vorgestellt. Ich erhob mich auf dem Sims, langsam und vorsichtig, damit hinabfallender Mörtel mich nicht vor der Zeit verriet. Wrash stand etwa drei Schritte vor mir. Drei Manneslängen weit war es in die Tiefe. Ich sprang. Ich fand mein Ziel. Mit dumpfem, ächzendem Laut ging Wrash in die Knie. Sein Körper dämpfte den Aufprall. Mir preßte es die Luft aus den Lungen; aber Wrash kam wesentlich weniger leicht davon. Ich spürte, wie er schlaff wurde.

Die Männer, die er auf die Suche geschickt hatte, mußten Wrashs Stöhnen gehört haben. Sie kehrten zurück. Einer sah mich auf dem Leib des Bewußtlosen hocken, ohne zu wissen, wen er vor sich hatte.

„Was ist los, Wrash?“ fragte er besorgt. „Sollen wir weitersuchen?“

„Werft eure Dolche weg, oder Wrash ist ein toter Mann“, sagte ich. Ich ließ meinen eigenen Dolch sehen, damit sie wußten, daß es mir mit meiner Drohung ernst war.

Vier gehorchten; aber der, der mich angesprochen hatte, zögerte.

„So wie die Sache aussieht“, murkte er, „ist Wrash ohnehin schon tot. Warum sollte ich auf dich hören?“

„Weil er noch lebt“, fuhr ich ihn an. „Laß deinen Dolch fallen. Schert euch zum Teufel. Ich habe mit Wrash allein eine Verabredung, und mit Wrash allein wünsche ich zu reden.“

Glücklicherweise begann Wrash in diesem Augenblick, sich zu regen. Er gab ein schmerzliches Stöhnen von sich. Ich stand auf, und es gelang Wrash, sich auf den Ellenbogen in die Höhe zu stemmen. Seine Gefolgsleute erkannten, was die Stunde geschlagen hatte, und eilten davon. Ich hörte den letzten Dolch zu Boden klinnen.

„Mein Kopf“, jammerte Wrash. „Was... was ist los?“

„Du bist in deine eigene Falle gegangen, Bursche“, sagte ich zornig. „Und jetzt wirst du reden, oder du siehst am Morgen die Sonne nicht mehr aufgehen.“

*

„Du kommst zu einem kritischen Zeitpunkt“, sagte Wrash. „Der große Schlag steht unmittelbar bevor. Du bist ein Grafensohn. Vom Adel weiß man, daß er treu zum

Tyrannen steht, weil er diesem seinen Lebensunterhalt verdankt. Als du auf der Szene erschienst und von der Knospe des Pfirsichs sprachst, mußte ich annehmen, daß du ein Spion wärest.“

Wir hatten uns in die Trümmer des Hauses zurückgezogen, in dem ich mich mit Wrash hatte treffen sollen. Ich war die Umgebung abgegangen. Mein Menschendetektor hatte außer auf Wrash auf niemand angesprochen. Wir waren allein. Wrash hatte ich entwaffnet und an den Füßen gebunden, damit er mir nicht entkommen konnte. Inzwischen allerdings hatte ich ihm die Fesseln wieder abgenommen. Er benahm sich vernünftig, und die Gründe, die er für seine Hinterhältigkeit anführte, waren plausibel.

„Targiiv müßte der größte Narr sein, wenn er einen Adeligen als Spion beschäftigte“, gab ich ihm zu bedenken. „Denn es dächte ein jeder geradeso wie du.“

„Das ist wahr“, brummte er. „Aber wer kann dem Tyrannen ins Gehirn schauen? Hier und da hört man raunen, daß er nicht mehr richtig im Kopf ist. Er wird alt, und seine Gedanken gehen nicht mehr alle geradeaus.“

„Ich habe dir etwas mitgebracht“, sagte ich und zog das Kästchen aus der Tasche. Ich drückte den Schaltknopf, und der Detektor begann zu piepen. Unsicher fuhr Wrash zurück.

„Was ist es?“ fragte er mißtrauisch.

„Ein Menschendetektor“, erklärte ich. „Er zeigt die Nähe von Menschen an. Im Augenblick reagiert er auf dich.“

„Du hast ihn gebaut?“ wollte er wissen.

„In den ruhelosen Nächten zweier Jahre“, antwortete ich. „Nach Unterlagen und Schriften, die so verworren und unverständlich sind, wie du sie noch nie zu Gesicht bekommen hast.“

„Und er funktioniert?“ fragte er ungläubig.

„Wie du am eigenen Leib erfahren hast. Ich wußte von eurer Anwesenheit, lange bevor ich den Draht sah.“

„Du bist ein Techniker“, sagte er erstaunt. „Ein besserer noch als ich, wenn das wahr ist, was du sagst.“

Das Lob berührte mich kaum.

„Der große Schlag steht unmittelbar bevor, sagtest du“, erinnerte ich ihn. „Was hast du geplant?“

„Der Tyrann hat mich im Verdacht“, antwortete er. „Eine Zeitlang glaubte er, ich gehörte zu den Beschwörern und Magiern, die ebenfalls seinen Sturz planen, aber ihr Ziel niemals erreichen werden, weil sie die Kräfte mit denen sie arbeiten, nicht verstehen. Aber in letzter Zeit ist der Despot darauf gekommen, daß ich mich mit technischen Dingen beschäftige. Seine Spitzel sind hinter mir her. Fänden sie meine Werkstatt, wäre ich so gut wie tot. Ich weiß nicht, wie lange ich sie noch an der Nase herumführen kann. Meine Freunde sind ebenfalls in Gefahr. Targiiv weiß, mit wem ich tagaus, tagein zu tun habe. Ohne uns fiele die Knospe des Pfirsichs in Denguon auseinander. Wir sind gezwungen zu handeln, bevor es zu spät ist.“

„Du begibst dich in Gefahr“, sagte ich, „wenn du dir den Termin deines Handelns von Targiiv bestimmen läßt. Ich verstehe deine Gründe, aber ich glaube nicht, daß dein Vorhaben erfolgreich sein wird. Was habt ihr geplant?“

„Der Despot ist schutzlos ohne seine Leibgarde. Die Leibgarde ist am Fuß des Burgbergs kaserniert. Wir planen, die Kaserne anzugreifen und die Leibgarde auszuschalten. Danach fällt uns der Tyrann in den Schoß wie eine reife Pflaume.“

Es war die hirnverbrannte Idee, die ich je gehört hatte.

„Wie viele seid ihr?“ fragte ich.

„Fast dreißig.“

„Und wie viel Mann Leibgarde liegen in der Kaserne?“

„Achthundert.“ Er sah meine Bedenken und wehrte rasch ab: „Auf einen Kampf Mann zu Mann lassen wir es selbstverständlich nicht ankommen. Wir arbeiten mit Bomben und Granaten.“

„Oh“, staunte ich, „ihr versteht euch auch auf dem Gebiet der Chemie?“

„Wir sind stolz darauf, den besten Chemiker des Landes Huun in unseren Reihen zu haben“, erklärte er.

„Wer ist das?“

„Ich.“

Soviel Bescheidenheit verschlug mir den Atem. Paß die Rebellen von Denguon auch Sprengstoffe herzustellen verstanden, ließ Wrashs Vorhaben in einem etwas weniger katastrophalen Licht erscheinen. Aber ich war überzeugt, daß er seine kleine Mannschaft trotz Bomben und Granaten ins Verderben führen würde. Es gereichte den Denguonern zum Vorteil, daß ich rechtzeitig auf der Szene erschienen war. Denn mein Plan war eindeutig der bessere.

„Höre, Wrash“, sagte ich zu dem Wirt vom Löwen und Schwert, „du wirst mir jetzt deine Werkstatt zeigen, und ich werde dir erklären, wie man sich des Tyrannen entledigt, ohne daß dabei mehr als eine Handvoll Männer den Hals zu riskieren brauchen.“

*

Er war gut eingerichtet, das mußte man ihm lassen. Vor allen Dingen der chemische Laborteil seiner Werkstatt rief meine Bewunderung hervor. Brandflecken an der kahlen, aus natürlichem Fels gewachsenen Wand wiesen darauf hin, daß die Tätigkeit des Chemikers nicht immer ungefährlich war. Ich musterte Wrash verstohlen. War es möglich, daß die Pockennarben, die sein kantiges Gesicht zierten, von der Beschäftigung mit der Chemie stammten?

Ich hatte teureres Gerät in meiner Experimentierkammer. Das lag in der Natur der Sache: Einem Junggrafen mangelte es selten an Geld. Aber Wrash arbeitete systematischer als ich; das erkannte ich an der Weise, wie er seine Werkstatt eingerichtet hatte. Für die Revolution war es gewiß ein gutes Ding, daß wir beide zueinander gefunden hatten: er, der Gründliche, und ich, der Impulsive.

Ich sah mich um und gelangte zu dem Schluß, daß mit dem, was hier vorhanden war, und jenem, was ich mitgebracht hatte, mein Plan sich verwirklichen ließ. Es ging allmählich auf den Morgen zu. Ich mußte noch vor Tagesanbruch zum Krug und Schwan zurückkehren, damit die schnarchende Schöne nicht Verdacht schöpfte, wenn sie allein in meinem Bett aufwachte. Die Nacht war kühl geworden. Ich bat Wrash, uns einen heißen, gezuckerten Wein zu bereiten. Heißer Wein wärmt nicht nur den Körper; er beruhigt die Seele. Und eine ruhige Seele brauchte ich auf selten meines Zuhörers; denn der Plan, den ich ihm auseinander zu setzen hatte, verstieß gegen alles, was im Lande Huun den Menschen von klein auf über Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit und Ehre beigebracht wurde.

Wir schlossen die Hände um die Becher, um die Wärme auch auf diesem Wege in uns einströmen zu lassen, und ich begann mit meinem Bericht. Wrash war ein guter Zuhörer. Er unterbrach mich kein einziges Mal. Seine Miene war undurchdringlich. Er ließ mich nicht erkennen, was er dachte.

Als ich geendet hatte, schwieg er eine Zeitlang. Er starnte über den Rand des Bechers hinweg zu Boden.

„Kein Kampf“, sagte er plötzlich mit dumpfer Stimme.

„Kein Kampf“, bestätigte ich.

„Alles nur Hinterlist und Tücke.“

„Alles.“

„Man wird uns kreuzigen - ob wir Erfolg haben oder nicht.“

„Recht hast du“, sagte ich.

Er machte abermals eine Pause. Dann fuhr er fort:

„Aber wir bekämpfen den Tyrannen nicht, um Vorteile für uns selbst zu erringen. Wir wollen das Land aus der Unfreiheit führen. Ob sie uns schmähen und steinigen - wen kümmert's? Hauptsache, wir haben unser Ziel erreicht.“

Ich mußte mich räuspern; denn beinahe hätte mich angesichts so viel Idealismus die Rührung übermannt.

„Ich bin nicht ganz so opferbereit wie du“, sagte ich zu Wrash. „Wenn wir den Tyrannen gestürzt haben, halten wir selbst die Zügel in der Hand. Gewiß, wir wollen sie abgeben. Das Volk mag selbst bestimmen, von wem es regiert werden will. Aber solange wir an der Macht sitzen, möchte ich den sehen, der es wagt, uns kreuzigen, steinigen oder auch nur schmähen zu wollen. Ich jedenfalls hätte keine Bedenken, ihm kräftig auf den Schädel zu klopfen.“

Da sah er auf und lächelte. Es war ein kaltes, freudloses Lächeln. Es trieb einem einen kalten Schauder über den Rücken. Später erfuhr ich, daß Wrash von seinen Mitkämpfern auch der Lächler genannt wurde. Aber er lächelte nur, wenn er einen Entschluß gefaßt hatte, der für seinen Gegner tödliche Gefahr bedeutete.

„Dein Plan gefällt mir“, sagte er. „Es ist gut, daß du zu uns gefunden hast. Keiner von uns hätte sich etwas derart Heimtückisches ausdenken können.“

Da konnte ich nicht mehr länger an mich halten. Ich mußte unbedingt die grundlegende Philosophie meines Lebens loswerden.

„Es ist ehrenhaft, zu siegen und zu sterben“, sagte ich feierlich. „Vernünftig dagegen ist es, den Sieg zu überleben und seine Früchte in Ruhe zu genießen.“

*

Es war ein kahler, fensterloser Raum. Die achtundvierzig terranischen Shana hatten sich im Halbkreis hinter Reginald Bull aufgestellt. Vor sich hatte er Graucum, den Ophaler, der den Titel Panish Panisha trug. In dessen Nähe standen etliche Panisha, Gestalten, die wie eine verkleinerte Ausgabe Stalkers wirkten.

Ganz im Hintergrund, vor einer der kahlen Wände, waren Jo Polynaise und Chimba postiert worden. Der Droide sah wie ein Abfallhaufen aus. Die Explosion draußen am Projektor des Psi-Felds hatte nicht viel von seiner Körpersubstanz übrig gelassen, und das wenige, das noch da war, trug Brand- und Schmelzspuren.

Bis jetzt war noch kein Wort gefallen. Man hatte Reginald Bull in den Raum geführt, und kurze Zeit später waren der Panish Panisha, die Stalker-Abbilder und die beiden Gefangenen erschienen. Besorgt hielt Bull nach Twik und den beiden Siganesen Ausschau. Was war aus ihnen geworden? Da öffnete Jo Polynaise den Mund, und ehe ihn jemand daran hindern konnte, sagte er auf sothalk:

„Wir sind alle da!“

Wütend und mit zitternden Organtrauben fuhr der Panish Panisha herum.

„Schweig!“ donnerte er Jo an. „Ich bin der einzige, der hier spricht.“

Reginald Bull jedoch fiel eine Zentnerlast von der Seele. Susa Ail und Luzian Bidpott befanden sich offenbar wieder an ihrem gewohnten Standort, und der Ulupho mochte sich in einer von Jo Polynaises geräumigen Taschen verkrochen haben. Graucum und seine Panisha hatten die drei Zwerge nicht bemerkt. So und nicht anders war Jos Bemerkung zu deuten.

„Ich wußte von Anfang an, daß du ein Frevler bist“, sang der Panish Panisha in düsteren, elegischen Tönen. „Dein Vergehen ist nicht das einer vorübergehenden,

kurzdauernden Verwirrung. Du widersetzt dich bewußt und andauernd der Lehre vom Permanenten Konflikt und der Weisheit der Ewigen Krieger. Du hast dich des Ultimaten Frevels schuldig gemacht, als du die Faust des Kriegers von dir schleudertest und zuließest, daß sie durch die thermonukleare Glut einer Sonne vernichtet wurde. Man ist dir mit Rücksichtnahme begegnet Man hat zur Kenntnis genommen, daß du irgendwann in der Vergangenheit einmal würdig gewesen sein mußt, die Faust des Kriegers zu empfangen. Davon ausgehend, hat man dir den Status eines ehemals Privilegierten zugestanden.

Aber was tatest du? Du entzogst dich dem Schiedsrichter, der keine andere Aufgabe hatte, als über deine persönliche Sicherheit zu wachen. Du machtest dich auf den Weg nach Norden, um ohne Einladung in die Hohe Schule einzudringen. Du wurdest geleitet von dem Wahn, daß die, die hinter dir stehen - achtundvierzig Wesen deiner eigenen Spezies - hier als Gefangene gehalten würden und sich nach Rettung sehnten. Abermals verkanntest du die grundlegende Weisheit der Ewigen Krieger. Wer hier ist, ist freiwillig hier. Wer hier ist, lebt für die Lehre des Permanenten Konflikts. Wer hier ist, steht im Dienst der Krieger. Einmal ein Shad, immer ein Shad. Du erkanntest das nicht, weil dein verwirrter Verstand sich gegen die Erkenntnis wehrt, daß es keine andere Lehre gibt als die der Krieger.

Ich beschuldige dich des mehrfachen Frevels. Du hast das Symbol des Kriegers geschmäht und den heiligen Boden der Upanishad durch deine unerwünschte Anwesenheit verunreinigt. Deine Vergehen sind so schwer, daß ich, selbst als Panish Panisha, nicht über dich urteilen kann. Du wirst in sicherem Gewahrsam gehalten, bis der Krieger Ijarkor über Mardakaan erscheint, wie er es gewöhnlich am Ende eines Spiels des Lebens tut, und uns aufgrund seiner Weisheit erklärt, was mit dir zu geschehen hat.

Das ist mein Urteil. Du hast gehört, daß es nur ein vorläufiges ist. Hast du noch etwas zu sagen?“

„Was geschieht mit meinen Gefährten?“ fragte Reginald Bull.

„Sie trifft keine andere Schuld, als daß sie sich von deinen verwirrten Ideen haben verführen lassen“, antwortete Graucum. „Sie mögen gehen, wohin sie wollen. Nicht einmal ihr Fahrzeug habe ich mit Beschlag belegt. Ich bin daran interessiert, daß sie das heilige Gelände so rasch wie möglich verlassen.“

Bull atmete auf. Dieses Teils seiner Verantwortung hatte er sich entledigt. Twik und die beiden Siganesen waren nicht entdeckt worden. Es schien erstaunlich, daß sich der Panish Panisha offenbar nicht in allen Einzelheiten dafür interessierte, wer die Schäden in seiner Upanishad angerichtet hatte.

Nun, es interessierte ihn offensichtlich nicht, und Reginald Bull war nicht einer, der mit dem Schicksal haderte, wenn es ihm eine Gunst erwies. Graucum wandte sich ab. Die 48 Shana schickten sich an, den Gefangenen abzuführen. Da rief Bull:

„Halt! Ich habe noch etwas zu sagen.“

Die Organrauben des Panish Panisha waren ein düsteres Grau.

„Ich will von dir nichts mehr hören“, trumpete er. „Du hast dein letztes Wort gehabt.“

„Oho!“ schrie Reginald Bull. „Du selbst hast mich gefragt, ob ich noch etwas zu sagen hätte. Bisher habe ich nur eine Frage gestellt.“

Man sah Graucum an, so fremdartig seine Physiognomie auch sein mochte, daß ersieh nur noch wünschte, die Sache endlich überstanden zu haben.

„Also sprich“, summte er düster. „Und mach es kurz.“

„Was du mir vorgeworfen hast“, verkündete Reginald Bull mit kräftiger Stimme, die bis in den hintersten Winkel zwischen den kahlen Mauern drang, „wäre richtig, wenn nicht die Lehre vom Permanenten Konflikt eine einzige Lüge darstellte, die Weisheit der Ewigen Krieger nicht ein Truggebilde wäre. Wen könnet ihr dazu bewegen, die Philosophie der

Krieger zu akzeptieren, wenn ihr ihn nicht vorher mit dem Gas vollpumptet, das ihr so vornehm den Atem Estartus nennt? Wen könntet ihr veranlassen, an den Wahnsinn des Kodex zu glauben, ohne daß ihr ihn das teuflische Gas einatmen ließet, das den Geist verwirrt und obendrein süchtig macht? Eure ganze Lehre...“

„Schluß jetzt!“

Graucum sprach es nicht laut; aber seine Stimme war schrill und durchdringend, so daß sie Reginald Bulls Worte mühelos übertönte. Der Kreis der Shana schloß sich um den Terraner. Der Panish Panisha wandte sich ab und schritt auf eine Stelle der Wand zu, an der sich eine Öffnung für ihn auftat. Bull sah noch, wie Chimba und Jo Polynaise von den Panisha in die Mitte genommen wurden. Dann führte man ihn ab.

*

„Es ist nicht mehr als ein Gerücht“, sprach Quolar, der sich in der üblichen Haltung vor dem Thron des Despoten niedergelassen hatte. „Einen der Verbreiter des Gerüchts hat die Garde zu fassen bekommen. Ich habe ihn verhört, nach allen Regeln der Kunst. Er wird froh sein, wenn er in vier Wochen wieder auf den Beinen stehen kann. Aber er weiß nichts. Was er wiedergab, hat er von Hinz und von Kunz gehört. Niemand weiß etwas Genaues.“

„Du strapazierst meine Geduld, Quolar“, sagte der Tyrann mit tiefer, rauer Stimme. „An deinem Informanten habe ich kein Interesse. Ich will wissen, welches der Inhalt des Gerüchts ist.“

„Daß die Techno-Rebellen sich anschicken loszuschlagen, oh Herr“, beeilte Quolar sich zu antworten. „Sie haben angeblich einen Anschlag auf die Kaserne der Leibgarde geplant.“

Bei diesen Worten grinste Quolar über das ganze Gesicht. Aber der Ausdruck spöttischer Heiterkeit verschwand alsbald aus seinen feisten Zügen, als er die ernste Miene des Herrschers sah.

„Mit solchen Dingen soll man nicht spaßen, Mundschenk“, ermahnte ihn Targiiv. „Ich warte schon seit geraumer Zeit darauf, daß die Rebellen losschlagen. Was gäbe es Heiteres an dem Gerücht, das du gehört hast.“

„Nichts, oh Herr“, sagte Quolar hastig, „wenn du es wirklich ernst nehmen willst.“

„Quolar, wie oft habe ich es dir zu erklären versucht.“ Targiivs Stimme klang eindringlich wie die eines Lehrers, der einem verstockten Schüler einen einfachen Lehrstoff zum drittenmal nahezubringen versucht. „Hunderte von Generationen in der Vergangenheit lebte in unserem Land ein Volk, das sich der Magie verschrieben hatte. Es war eine besondere Art der Magie; sie nannte sich Wissenschaft und Technik. Wir wissen nicht, was aus dem Volk der Magier geworden ist. Aber seine Überlieferungen sind in schwer verständlicher Form noch vorhanden, und wir können daraus lernen. Da es von Natur aus so ist, daß nur der Thron und die von ihm Beauftragten sich mit der Magie beschäftigen dürfen, haben wir angeordnet, daß niemand sich mit den Überlieferungen der alten Magier beschäftigen darf. Gewisse Kreise in der Menge unserer Untertanen haben entschieden, daß sie sich an diese Anordnung nicht zu halten brauchen. Sie studieren die Unterlagen der Alten und lernen aus ihnen. Sie sind selbst zu Magiern geworden. Mit der Magie, Quolar, ist nicht zu scherzen. Wenn die Techno-Rebellen alle Künste erlernen, die die Magier uns in ihren Aufzeichnungen hinterlassen haben, dann sind wir in Gefahr: ich, du und alle, die in dieser Burg wohnen und sich von meinen Wohltaten ernähren. Hast du das verstanden, Mundschenk?“

„Ich habe es verstanden, Herr“, versicherte Quolar.

„Nun gut“ Die Stimme des Despoten klang verdächtig sanft. „Dann sag mir, was du unternommen hast, um die Techno-Rebellen an der Ausführung ihres Plans zu hindern.“

„Nichts, Herr“, antwortete der Mundschenk verblüfft. „Ich nahm das Gerücht nicht ernst.“

Targiiv sprang auf. Sein zerfurchtes Gesicht verzerrte sich zu einer Fratze des Zorns. Quolar erschrak so sehr, daß er auszuweichen versuchte. Da er aber mit angewinkelten Knieen auf dem Boden hockte, führte sein Manöver lediglich dazu, daß er auf den Rücken fiel.

„Nichts hast du unternommen?“ donnerte der Tyrann. „Gibt es nicht wenigstens zehn, die wir im Verdacht haben, zu den Techno-Rebellen zu gehören, Wrash an der Spitze?“

„Wir haben keine Beweise gegen sie, oh Herr!“ jammerte der Mundschenk.

„Beweise, Beweise“, schrie Targiiv, „Wozu brauchen wir Beweise? Noch gehört uns die Macht. Nimm die Kerle fest, dann fällt der Angriff auf die Kaserne von selbst in sich zusammen.“

Inzwischen war es Quolar gelungen, auf die Beine zu kommen. Er verneigte sich und rief:

„Ich werde es sofort veranlassen, Herr. Jetzt unmittelbar, auf der Stelle. Ich eile...“

„Halt!“ brüllte der Despot. „Wenn du deinen faulen Kadaver schon in Bewegung gesetzt hast, dann sorge auch dafür, daß die Besatzung der Kaserne bis auf das Höchstmaß verstärkt wird. Die Kanonen sollen hergerichtet werden. Die Feuermeister sind herbeizuschaffen, wo immer sie auch gegenwärtig saufen oder huren mögen. Jeder Gardist, der nicht anderswo gebraucht wird, hat sich in der Kaserne zu melden.“

„Auch die aus der Burg?“ fragte Quolar unsicher.

„Auch die aus der Burg“, antwortete Targiiv. „Nicht auf die Burg ist es abgesehen, sondern nur auf die Kaserne. Wir kommen hier mit einer Handvoll Wachposten aus.“ Der Tyrann stieß ein höhnisches Lachen aus. „Den möchte ich sehen, der es wagte, die Burg anzugreifen!“

Abermals machte der Mundschenk den Ansatz davonzueilen. Noch einmal hielt Targiiv ihn zurück.

„Eine Menge Geschwätz hast du mir vorgetragen, Laffe“, schrie er. „Gibt es sonst nichts zu melden?“

Falten entstanden auf Quolars Stirn. Er mußte nachdenken, und das fiel ihm nicht leicht, nachdem er eben auf so nachdrückliche Weise zusammengestaucht worden war.

„Oh doch, Herr, da war noch etwas“, sagte er. „Der Junggraf von Tjann bittet um eine Unterredung. Er... er möchte dir seine Aufwartung machen. Ich dachte, es wäre gut, ihn nicht sofort vorzuführen. Er sitzt draußen und wartet. Der Herrscher, meine ich, hat nicht für jeden dahergelaufenen Audienzsucher bereitzustehen.“

Targiivs Zorn verrauchte so schnell, wie er gekommen war.

„Gut gedacht, Mundschenk“, lobte er. „Laß ihn noch eine Zeitlang warten, dann schick ihn herein. War höchste Zeit, daß er sich bei mir meldete, nachdem er schon drei Tage in der Stadt ist.“

4.

Ich hatte mich auf eine längere Wartezeit vorbereitet. Tyrannen haben die Gewohnheit, ihre Besucher erst nach mehreren Stunden zu empfangen. Es bestätigt sie in ihrem Machtbewußtsein, nehme ich an.

Quolar, der Mundschenk, hatte es mir einigermaßen bequem gemacht. Ich saß in einer kleinen Kammer unweit der Halle, in der der Despot sich tagsüber aufhielt. Man hatte mir einen Krug Wein gebracht, und ich vertrieb mir die Zeit, indem ich in Gedanken noch

einmal die Pläne und Vorbereitungen durchging, die ich mit Wrash zusammen entwickelt bzw. getroffen hatte.

Die hohen Mauern der Kaserne waren an allen Ecken und Enden vermint. Die Detonatoren - das waren Geräte, die einen elektrischen Impuls aussandten, mit dem die Zünder der Minen aktiviert wurden - waren installiert. Zwei von Wrashs besonders behänden Freunden war es sogar gelungen, über die Mauer hinweg vorzudringen und Minen an einigen der Kasernengebäude anzubringen. Wenn wir losschlugen, würde es ein lustiges Feuerwerk geben.

Gerüchte waren verstreut worden. Die Techno-Rebellen würden die Kaserne der Leibgarde angreifen, hieß es - genau so, wie es ursprünglich in Wrashs Plänen ausgesehen hatte. Inzwischen mußten auch Targiivs Lauscher davon erfahren haben. Der Tyrann würde dem Gerücht Glauben schenken.

Ich drehte mich um, als die Tür aufflog. Quolar stapfte herein. Breitbeinig schob er seine Körpermasse durch die Türöffnung. Er war mißmutig gestimmt. Es mußte ihm bei Targiiv übel ergangen sein. Ich hatte keinen Grund, dem Mann übelzuwollen, obwohl er mir alles andere als sympathisch war. Er hatte mich mit der nötigen Achtung behandelt und mir sogar Wein kredenzt, während ich wartete. Ich nahm mir vor, ihn aufzuheitern.

„Kopf hoch, Alter“, sagte ich zu ihm. „So schlimm kann die Welt nicht sein, daß du so griesgrämig daherkommen mußt.“

„Ach, was wißt Ihr davon, Herrchen?“ jammerte er. „Es ist garstig, wenn man sich den Unmut des Herrschers zuzieht. Noch dazu, wenn man einsieht, daß man selber dran schuld ist.“

„Komm her“, forderte ich ihn auf und reichte ihm meinen vollen Becher. „Ein guter Tropfen hilft jeden Gram überwinden.“

Er trank durstig, in langen Zügen. Er war dankbar. Er wollte etwas Gutes für mich tun.

„Ich an Eurer Stelle, Herrlein, würde die Stadt so rasch wie möglich verlassen“, sagte er. Ich horchte auf. War ich in Verdacht geraten?

„Warum?“ erkundigte ich mich.

„Es wird unruhig zugehen, Herrchen. Das Böse erhebt sein häßliches Haupt. Schurken planen eine Revolution. Der Herrscher hat mich beauftragt, alle, die wir in Verdacht haben, zu verhaften und in den Kerker zu sperren.“

Ehe ich ihn daran hindern konnte, hatte er eine Tür aufgerissen und rief mit Stentorstimme in schneller Folge ein paar Namen. Ich hörte schlurfende Schritte. Die Gerufenen erschienen unter der Tür.

„Eilt zur Kaserne“, trug Quolar ihnen auf. „Sagt den Kommandanten dort, daß ab sofort höchste Alarmbereitschaft herrscht. Jeglicher Urlaub wird gestrichen. Es besteht Ausgangsverbot. Wer von den Mannschaften schon ausgegangen ist, wird zurückgeholt. Los! Lauft!“

Als sie davoneilen wollten, hielt er einen der Männer zurück, indem er ihn einfach am Kragen packte.

„Du, geh zum Burgkommandanten und teile ihm im Namen des gnädigen Herrschers mit, daß er achtzig von seinen einhundert Mann sofort in die Kaserne zu schicken hat. Sie werden dort unten nötiger gebraucht als hier.“

Er schloß die Tür. Ich atmete auf. Das war noch einmal gutgegangen. Ich glaubte nicht, daß ich zu den Verdächtigen gehörte, sonst hätte der Mundschenk mir nicht von seiner Unterredung mit dem Tyrannen erzählt. Daß die Kaserne alarmiert wurde, störte uns nicht. Daß sogar der größte Teil der Palastwache abgezogen wurde, um die Kasernenbesatzung zu verstärken, kam uns äußerst gelegen. Aber die Verhaftung der Verdächtigen mußte auf alle Fälle unterbleiben. Allein konnte ich die Revolution nicht durchführen.

„Wie wirst du den Rest deines Auftrags durchführen?“ fragte ich.

„Ich muß mir ein paar zuverlässige Leute suchen“, antwortete er. „Es muß alles schnell gehen, damit keiner der Verdächtigen vorzeitig Wind von der Sache bekommt. Neuigkeiten verbreiten sich ungeheuer schnell in dieser Stadt.“

Er schenkte sich noch einmal den Becher voll und trank ihn aus.

„Ich nehme an, unter diesen Umständen wird der Herrscher mich nicht sehen wollen“, sagte ich.

„Oh doch!“ rief er. „Er sagt, ich sollte Euch zu ihm hineinschicken - allerdings erst, nachdem Ihr noch ein bißchen gewartet habt.“

Ich nahm die Auskunft gleichmütig entgegen. Quolar hatte keine Ahnung, daß mir mit dieser Anordnung ein großer Gefallen getan worden war. Der Mundschenk leckte sich schmatzend die Lippen, fuhr sich mit dem Handrücken über den Mund und wischte die Hand an seinem feuerroten Gewand ab. Dann schritt er zu einem flachen Schrank und holte eine große Sanduhr hervor. Er stellte sie so auf, daß der Sand zu rieseln begann.

„Macht's Euch bequem“, riet er mir. „Wein ist noch da. Wenn die Uhr abgelaufen ist, pocht an jene Tür dort, und der Herr wird Euch hereinrufen. Ich muß mich auf die Beine machen.“

Er winkte mir zu; dann öffnete er eine andere Tür - dieselbe übrigens, durch die ich hereingekommen war - und machte sich davon. Ich musterte die Sanduhr. Zehn Minuten lang würde sie mindestens rieseln. Und was, wenn ich erst nach zwölf oder dreizehn Minuten an Targiivs Tür pochte? Dem Tyrannen war es gleichgültig, wie lange ich im Vorzimmer wartete.

Ich streifte mir die Schuhe von den Füßen und schob sie zwischen zwei hohe Schränke, so daß keiner, der zufällig des Weges kam, sie bemerkten würde. Dann öffnete ich vorsichtig die Tür, durch die Quolar sich soeben auf den Weg gemacht hatte. Vor mir lag eine aus Sandsteinstufen zusammengefügte Wendeltreppe. Ein Stockwerk tiefer hörte ich die Schritte des Mundschenks. Ich zog die Tür vorsichtig hinter mir ins Schloß. Dann hastete ich die kalten, harten Stufen hinab.

*

Es war nicht schwer. Quolar mit seinen dreihundert Pfund Leibesgewicht hatte Mühe mit dem Treppensteigen, aufwärts ebenso wie abwärts. Auf jedem Stockwerk machte er halt, um zu verschraufen. Bei einer dieser Pausen holte ich ihn ein. Er bemerkte mich nicht. Ich war lautlos auf meinen wollenen Socken, und der Mundschenk prustete so laut, daß es durch den ganzen Treppenturm zu hören war.

Für Ritterlichkeit war hier keine Zeit. Ich hatte weiter oben schon eine Fackel aus ihrer Halterung gezogen und die Flamme gelöscht. Ich verletzte sämtliche Regeln des Anstands und der Ehre, als ich Quolar von hinten niederschlug. Er gab einen ächzenden Laut von sich, ging in die Knie und wäre um ein Haar den Rest der Treppe hinuntergepurzelt, wenn ich ihn nicht im letzten Augenblick noch an seinem roten Gewand zu fassen bekommen hätte.

Ich öffnete die nächste Tür. Das Glück war auf meiner Seite. Hinter der Tür lag ein finsterer, dunkler Raum, in dem alte Möbel aufbewahrt wurden. Ich schlug die Lunte, um wenigstens ein bißchen Licht zu haben. Mit dem Dolch schnitt ich ein paar Streifen und einen kräftigen Lappen aus Quolars Kleid. Mit den Streifen fesselte ich ihn; den Lappen schob ich ihm als Knebel in den Mund und befestigte ihn so, daß er ihn mit der Zunge nicht entfernen konnte. Mehr ließ sich in der kurzen Zeit nicht tun. Ich baute darauf, daß das Glück mir weiterhin hold war.

Ich eilte die Treppe wieder hinauf. Die Sanduhr war noch nicht abgelaufen. Niemand war inzwischen hier gewesen, soweit ich das beurteilen konnte. Ich zog die Schuhe wieder an, und als der letzte Sand durch den schmalen Hals der Uhr gerieselt war, klopfe ich an die Tür, die Quolar mir bezeichnet hat. Die raue Stimme des Tyrannen hieß mich eintreten.

Über meine Audienz bei Targiiv ist nicht viel zu berichten. Er behandelte mich wie einen verarmten Vetter - von oben herab, aber mit verwandschaftlicher Güte. Wir sprachen über das Anliegen, das mich nach Denguon gebracht hat. Ich erzählte von meinem Mißgeschick mit Meara, der schönen Tochter des Wirtes im Löwen und Schwert, erklärte jedoch gleichzeitig, daß ich inzwischen vollwertigen Ersatz gefunden hätte. Der Tyrann grinste verständnisvoll. Es ging in der Tat das Gerücht, daß er in jüngeren Jahren selber ein tüchtiger Weiberheld gewesen sei.

Draußen wurde es dunkel. In mir wuchs die Unruhe. Mit jeder verstreichenden Minute wurde die Gefahr größer, daß man Quolar entdeckte. Ich ließ vorsichtig in die Unterhaltung einfließen, daß ein Rendezvous auf mich wartete. Targiiv hatte Verständnis. Er entließ mich mit ein paar gutgemeinten Ratschlägen. Alles in allem hatte ich den Eindruck gewonnen, daß ich für ihn nicht zu denen zählte, die er im Verdacht hatte, Revolutionäre zu sein.

Zu meiner großen Erleichterung fand ich Quolar noch in sicherer Verwahrung. Als ich die Lunte anzündete, sah ich, daß er wach war. In seinen Augen erschien zunächst der Ausdruck verwunderten Staunens. Dann begann er, den Zusammenhang zu ahnen, und sein Blick wurde zornig. Ich zog den silbernen Hammer aus seiner Schärpe und hob ihn zum Schlag.

„Es geht hier um mehr als nur das Leben eines fetten, alten Mundschenks“, sagte ich zu ihm. „Der Tyrann wird die kommende Nacht nicht überleben. Wenn alles vorüber ist, wirst du erkennen, daß du Grund hast, mir dankbar zu sein. Dort, wohin ich dich bringe, geschieht dir nichts, und morgen bist du ein freier Mann, der gehen kann, wohin er will. Bis dahin muß ich mich deiner Fügsamkeit versichern. Wir verlassen jetzt die Burg. Wir gehen auf einem Weg, den du mir weisen wirst. Niemand darf uns sehen. Ich habe deinen Hammer und meinen eigenen Dolch. Du gehst vor mir her. Ich schwöre dir: Du bist ein toter Mann, sobald du eine einzige unvernünftige Bewegung machst.“

Das wirkte. Quolar war in den Diensten seines Herrn groß geworden. Er hatte sein Leben lang keine Not gelitten, höchstens hin und wieder einmal einen Wutausbruch des Tyrannen über sich ergehen lassen müssen. Unter den dreihundert Pfund Speck, Fleisch und Knochen schlug ein Herz aus Sirup. Der Mundschenk war im Grund seiner Seele ein Feigling. Seine Lippen zitterten, als ich ihm den Knebel aus dem Mund nahm.

„Keinen Mucks werde ich von mir geben, Herr“, beteuerte er. „Gehorsam will ich sein. Ich verspreche es Euch.“

Ich löste seine Fesseln. Er schritt vor mir her. Ungesehen erreichten wir den Ausgang des Treppenturms. Auf dem Hof brannten Fackeln; aber Quolar wußte einen Weg, der durch die Dunkelheit führte. Wir erreichten ein Seitentor in der mächtigen Burgmauer. Zu meinem Erstaunen war es unbewacht; dann fiel mir ein, daß der größte Teil der Burgwache auf Targiivs Geheiß hin abgezogen worden war. Das Glück lachte mir heute übers ganze Gesicht. Quolar brachte einen mächtigen Schlüssel zum Vorschein, mit dem er das Torschloß öffnete. Draußen schloß er sorgfältig wieder ab. Den Schlüssel nahm ich an mich.

Auf Seitenstraßen und Hintergassen gelangten wir zum Krug und Schwan. Niemand sah uns, als wir mein Quartier durch den Seiteneingang betrat. Bisher war kein Wort zwischen uns gefallen. Der Mundschenk hatte sich mustergültig benommen. Aber ich wäre ein Narr gewesen, wenn ich daraus hätte schließen wollen, daß er endgültig resigniert hätte. Ich überredete ihn dazu, einen Becher Wein von mir anzunehmen. Das

Getränk würzte ich auf dieselbe Weise wie seinerzeit für die schnarchende Maid. Nur nahm ich die dreifache Menge des Gewürzes, so wie auch Quolar dreimal so schwer war wie die nächtliche Schöne, die noch heute (fälschlicherweise) davon träumt, daß sie vom Sohn eines Grafen beschlafen wurde.

Quolar trank den Kelch leer. Die Wirkung setzte sofort ein. Der Mundschenk merkte, was mit ihm geschah. Er hatte selbst wohl schon genug Trünke dieser Art gemischt.

„Das... hättest du... nicht zu tun brauch-brauchen“, lallte er. „Ich bin dir treu... ich bin dir treu...“

Weiter kam er nicht mehr. Er sank in sich zusammen. Ich ließ ihn liegen, wo er war.

*

Ich kleidete mich an. Zu einer Gelegenheit wie der heutigen, entschied ich, taugte nur das Feinste vom Feinen. Ich wählte eine nicht allzu weite Bundhose, ein Paar blütenweißer Strümpfe und langschnäbelige Schuhe mit goldenen Schnallen und kräftigen Absätzen. Dazu ein mit viel Rüschen verziertes, rosenholzfarbenes Hemd und eine mit Schnüren versehene Jacke aus dunkelrotem Samt. Ich puderte mir das Haar und setzte einen dreispitzigen Hut auf, dessen Ränder mit Halbedelsteinen besetzt waren.

Bevor ich mein Bild begutachten konnte, klopfte es an einer der Türen. Es war der Wirt. Er wollte wissen, ob mir an diesem Abend noch etwas gefällig sei. Es kam mir gut zustatten, daß ich schon fertig angekleidet war. Auf diese Weise hatte ich keine Mühe, ihn zu überzeugen, daß ich heute nacht ein Rendezvous außer Haus wahrzunehmen gedachte. Ich fertigte ihn unter der Tür ab, so daß er den schlafenden Mundschenk nicht zu sehen bekam. Er wünschte mir augenzwinkernd viel Vergnügen und bedankte sich mit drei tiefen Bücklingen, als ich ihm ein Geldstück in die Hand drückte.

Daraufhin schritt ich zur Inspektion. Ich drehte mich vor dem Spiegel, zupfte hier eine Rüsche zurecht, strich dort eine Falte glatt. Ich schnallte mir den Degen um. So konnte ich mich sehen lassen. Mein Vater wäre stolz auf mich, wenn ich ihm jetzt unter die Augen trate.

Es war etwas Merkwürdiges an dem Bild, das ich im Spiegel sah. Es kam mir vor, als hätte ich es in ferner Vergangenheit, an einem unendlich weit weg gelegenen Ort schon einmal gesehen. Das war ein unsinniger Gedanke. Schließlich hatte ich mich schon Hunderte von Malen im Spiegel gesehen. Es war die Ferne des Ortes, die mich verwirrte. Gewiß, ich war weit herumgekommen. Aber die Grenzen des Landes Huun hatte ich nur selten überschritten. Der Ort aber, nachdem meine Erinnerung in diesem Augenblick suchte, war so weit weg, daß im Vergleich mit ihm selbst die Sterne nahe waren.

Freifahrer, schoß es mir durch den Sinn. *König der Freifahrer*.

Bei der großen Hexe - fing mein Verstand an, sich zu verwirren?

Ich schob eine Hand in die Tasche. Die Finger stießen an einen dünnen Gegenstand von eigenartiger Beschaffenheit. Ich zog ihn hervor. Es war der Zettel, der mir am ersten Tag meines Aufenthalts in Denguon in die Hände gefallen war. Ich entfaltete ihn, legte ihn auf den Tisch und glättete ihn.

Etwas Seltsames geschah. Was ich vor drei Tagen für sinnloses Gekritzeln gehalten hatte, formte sich vor meinen Augen zu leserlichen Buchstaben, und ich las:

Ich bin Roi Danton.

Roi Danton. Ein Name wahrscheinlich. Er kam mir vertraut vor. Aber wer war ich? Hatte ich die Worte etwa selbst geschrieben? Bewegte sich meine Existenz womöglich auf zwei Ebenen, die voneinander nichts wußten? Ich erinnerte mich der Worte, die ich gesprochen hatte, als mir der Zettel das erstmal in die Hand fiel.

Du hast doch recht gehabt, Ron.

Wer war Ron? Einer, den ich auf der anderen Existenzebene kannte? Was war das überhaupt, eine Existenzebene? Ich hatte das Wort aus dem Stegreif erfunden, ohne zu begreifen, was es bedeutete. Meine Gedanken verwirrten sich. Eben hatte ich noch geglaubt, der Lösung des Rätsels nahe zu sein; aber jetzt bereitete das Nachdenken mir Schwierigkeiten.

Mit einem Ruck trat ich vom Spiegel beiseite. Nur die Reflexion im versilberten Glas war es, die mir die trügerischen Gedanken eingegeben hatte. Ich durfte mich nicht mit ihnen befassen. Sie brachten mir den Verstand durcheinander. Gerade heute nacht aber brauchte ich klare Sinne.

Ich verzichtete darauf, den Sitz meiner Kleidung noch einmal zu überprüfen. Ich fürchtete mich vor dem Spiegel. Ich schob den Menschendetektor in die Tasche und sah nach Quolar. Er schlief ruhig. Vor Ablauf von sieben Stunden brauchte ich mit seinem Erwachen nicht zu rechnen. Bis dahin war alles vorüber, so oder so. Ich ging zur Hintertür hinaus, hoch aufgerichtet und ein Liedchen pfeifend. Wer mich sah, der sollte nicht daran zweifeln, daß ich mich auf dem Weg zu einer Schönen befand, die mir heute nacht ihre Gunst schenken würde.

Kaum aber hatte ich den Krug und Schwan hinter mir gelassen, da tauchte ich. ins dunkle Gewirr der Seitengassen. Wer mir jetzt folgen wollte, der mußte sein Geschäft verstehen.

*

Die Kammer, in die sie ihn gesperrt hatten, maß nicht mehr als drei Meter im Geviert. Ihr Licht erhielt sie von einer grellen Deckenleuchte. Es gab kein Möbel in diesem Raum. Er hatte sich auf den Boden gehockt und den Rücken gegen die kahle Wand gelegt. Die Hände über dem Leib gefaltet, die Augen halb geschlossen: So saß er da und dachte über die Dinge nach, die sich während der jüngst vergangenen Stunden ereignet hatten.

Die Erschütterung, die er empfunden hatte, als die achtundvierzig terranischen Shana ihm mit unzweideutigen Worten zu verstehen gaben, daß die Heimat sie nicht mehr interessierte, war noch wach und machte ihm in der Seele zu schaffen. Aber er war jetzt in der Lage, vernünftiger über die Zusammenhänge nachzudenken.

Natürlich standen die Shana unter dem Einfluß von Kodexgas. Sie dachten nicht mehr ihre eigenen Gedanken. Sie hielten sich für Kriegeranwärter und die Lehre vom Permanenten Konflikt für die einzige Philosophie, über die es sich nachzudenken lohnte. Nichts war für sie mehr von Bedeutung außer dem Kult der Ewigen Krieger.

Reginald Bull wußte, wie die Kodexmoleküle wirkten. Er hatte die Wirkung am eigenen Leib verspürt - damals, als er sich den eisernen Handschuh überstreifte und sich mit der mentalen Emanation zu beschäftigen begann, die von dem seltsamen Gebilde auszugehen schien. Er hatte sich in eine Halluzination hineingesteigert. Er hatte geglaubt, selbst ein Ewiger Krieger zu sein. Erst später war er darauf gekommen, daß der Handschuh nicht auf mentale, sondern auf ganz primitive, chemische Weise sein Bewußtsein beeinflußte. Irmina Kotschistowa hatte das kleine Behältnis entdeckt, in dem das Kodexgas aufbewahrt wurde. Wenn man sich den Handschuh überstreifte, gab er kleine Mengen des Gases von sich - genug jedoch, um das Bewußtsein eines Menschen, selbst eines mentalstabilisierten, nachhaltig zu verwirren.

Nachdem er all das erkannt hatte, war Reginald Bull zornig geworden und hatte sich geschworen, die Faust des Kriegers nie mehr überzustreifen. Er war einen Schritt weitergegangen und hatte Stalkers heimtückisches Geschenk den thermonuklearen Glüten der Sonne Cepor überantwortet. Danach hatte er viele Tage lang an Entzugserscheinungen gelitten.

Mit Hilfe des Kodexgases also beherrschten die Ewigen Krieger ihre Untergebenen. Ohne das hinterhältige Gas würde der Kriegerkult haltlos in sich zusammenbrechen. Wenn es irgend etwas gab, dem die Lehre vom Permanenten Konflikt ihre Existenz, ihre Langlebigkeit und ihren Einfluß auf die Völker der Mächtigkeitsballung ESTARTU verdankte, dann war es jenes Gemisch aus Peptid-Molekülen, das von den Krieger-Kultisten Estartus Atem genannt wurde. Es pflanzte die Prinzipien der Konfliktlehre ins Bewußtsein des Beeinflußten, und es machte seinen Körper abhängig von weiteren Dosen Kodexgas, die seinen Verstand im Lauf der Zeit so umformten, daß er keinen einzigen selbständigen Gedanken mehr produzieren konnte.

Reginald Bull sah seinen Weg klar vorgezeichnet. Nachdem er Stalker Permit von sich geworfen hatte, war seine Rolle als Privilegierter ohnehin beendet. Sein unerlaubtes Eindringen in die Upanishad des Nordens hatte ihn weiterhin zum Unerwünschten, zum Kodegegner gestempelt. Er würde von nun an seine Kraft und seine Initiative darauf konzentrieren, Irmina Kotschistowa bei der Herstellung des Antiserums zu helfen. Und wenn er dazu eine Fahrt in die Milchstraße unternehmen müßte: Er würde Irmina die Geräte beschaffen, die sie brauchte, um das Serum in Mengen zu produzieren.

Der Vorsatz reinigte seinen Verstand, befreite ihn von allen trüben und drückenden Gedanken, mit denen er sich bisher herumgeschlagen hatte. Er sah das Ziel vor sich. Ruhe und Zufriedenheit breiteten sich in seiner Seele aus. Er lehnte den Kopf gegen die Wand und schlief ein.

*

Von der Kaserne waren Boten gekommen, die berichteten, daß sich dort alle Truppen in höchster Alarmbereitschaft befanden. Die Kanonen - Produkte der Technik der Alten, die nur der Herrscher selbst zu besitzen ein Recht hatte - waren mit Pulver und Geschossen vollgeladen. Wenn die Techno-Rebellen angriffen, würden sie ihr blaues Wunder erleben.

Quolar hatte sich seit langer Zeit nicht mehr sehen lassen. Targiiv ließ nach ihm suchen; aber niemand wollte den Mundschenk gesehen haben. Der Despot zweifelte keinen Augenblick daran, daß Quolar sich sofort auf den Weg gemacht hatte, die angeordneten Verhaftungen vorzunehmen. Der Mundschenk war treu. Auf ihn konnte man sich verlassen. Wahrscheinlich war er umsichtig zu Werk gegangen, damit die Verhafteten einander nicht benachrichtigen konnten. Immerhin hätte man inzwischen schon etwas von ihm hören müssen. Als es auf Mitternacht zuging, sandte Targiiv Späher aus, die nach Quolar suchen sollten.

Er hatte seine Rüstung angelegt. Nicht, daß ihn etwa die Absicht bewegt hätte, selbst am Kampf teilzunehmen. Das überließ er den Leibgardisten. Aber wenn man ihm die Nachricht überbrachte, daß die Rebellion niedergeschlagen war, dann wollte er in den Augen der Berichterstatter dastehen wie der Kriegsherr, der er war. Sie sollten später zu sagen wissen, daß Targiiv bereit gewesen wäre, das Schwert notfalls selbst in die Hand zu nehmen.

Er trat vor den Spiegel, um sein Ebenbild zu mustern. Etwas Seltsames geschah. Er sah ein fremdes Wesen vor sich. Es trug einen Panzer aus gelblichem Metall. Auf den Schultern ruhte ein wuchtiger Helm, der anstelle eines Visiers eine von einem Gitter bedeckte Öffnung besaß. Hinter dem Gitter irrlichterten zwei grüne Punkte wie Augen; sonst war vom Gesicht des Fremden nichts zu sehen. Targiiv drehte sich ein wenig zur Seite. Da gewahrte er die Stacheln, die aus dem Rückenteil des Panzers wuchsen.

Er wußte, wo er den Fremden schon einmal gesehen hatte. Am Teich im Wald! In jener Vision, die er hatte, wenn er seinen Becher zu hastig leerte. Dieselbe Rüstung lag auf dem moosbewachsenen Felsen. Sein Blick glitt hinab zu den Beinen des Panzers. Gewiß,

da war die Klappe! In seinem Wachtraum war sie geöffnet, und eine zähe, weiße Flüssigkeit quoll daraus hervor.

Gedanken gingen ihm durch den Sinn. Es waren nicht seine eigenen. Eine fremde Macht mußte sie ihm eingegeben haben.

Volcayr. Elfahd.

Obwohl er nichts damit anzufangen wußte, kamen sie ihm vertraut vor. Er spürte eine innere Unruhe. Es drängte ihn zum Kampf; aber gleichzeitig wußte er, daß der Kampf die letzte Tätigkeit sein würde, die er in diesem Leben ausübte. Er war dem Tod geweiht. Ein Gift wühlte in seinem Körper. Er würde sterben, bevor die Sonne aufging.

Er stieß einen wütenden, knurrenden Laut aus und wandte sich vom Spiegel ab. Er blickte an sich hinab und sah die vertraute Rüstung, das bunte Gewand, das er immer trug. Von der Hüfte baumelte das Schwert, von dem die Legende berichtete, es sei so schwer, daß nur Targiiv es zu schwingen vermochte, und selbst der brauchte zwei Hände dazu. Es war alles in Ordnung. Der Dämon der Nacht hatte ihn genarrt. Er griff nach dem Pokal, der auf dem Tisch stand, und schleuderte ihn nach hinten über die Schulter. Zufrieden hörte er das Klirren, als der vermaledeite Spiegel zerbarst. Er würde ihn nicht noch einmal narren! Die Dämonen der Nacht konnten Targiiv, dem Tyrannen, nichts anhaben.

Einigermaßen beruhigt, wandte er sich der Tür zu, die in Quolars Vorzimmer führte. Er würde den Mundschenk herbeischaffen, und wenn er dazu die ganze Stadt durchkämmen lassen mußte!

Ein greller Lichtschein ließ ihn stutzen. Jenseits des großen Rundbogenfensters war er aufgezuckt. Was war das? Ein Gewitter um diese Jahreszeit? Er eilte zum Fenster. Der Donner einer mächtigen Explosion ließ das Gemäuer der Burg erzittern. Targiiv lehnte sich weit nach vorne über die breite Fensterbank. Von hier aus ging der Blick den östlichen Hang des Burgbergs hinab. Am Fuß des Berges lag die Kaserne der Leibgarde, ein ausgedehnter, mit starken Mauern umgebener Komplex, der mehr als ein Dutzend Gebäude umfaßte. Aus einem der Häuser schlugten Flammen. Der Despot sah die Sparren des spitzgiebigen Dachs gegen die Glut abgezeichnet. Ein zweiter Blitz zuckte auf, während er noch in die Nacht hinausstarrte. Ein Teil der Mauer sank in sich zusammen, Qualm und Staub in die Luft wirbelnd. Der rollende Donner kam Sekunden hinterdrein.

Da fühlte Targiiv, wie das Gift in seinem Körper zu rumoren begann. Der Drang zu kämpfen wurde unwiderstehlich. Seine Augen glühten in tückischem Feuer. Er packte den Schwertknauf mit beiden Händen und zog die Waffe aus der Scheide.

„Kampf!“ brüllte er. „Der Kampf und die Ehre gebühren dem Krieger!“

So mächtig war seine Stimme, daß sie im ganzen Palast gehört wurde. Targiiv stürzte auf die schwere Bohlentür zu, die hinaus in den Treppenturm ging. Hell blitzte das Schwert im Licht der Fackeln. Ein dröhnender Krach, und die Türfüllung lag in Trümmern.

Der Tyrann stürzte hinaus...

5.

Jenseits der Mauern war irgendwo der Widerschein von brennenden Kienspänen. Aber hier, wo wir kauerten, herrschte tiefe Finsternis. Seitdem ich wußte, daß nur noch ein paar Mann Palastwache Dienst taten, hatte sich unser Plan geändert. Ich würde allein mit Wrash ins Quartier des Tyrannen vordringen. Wrashs Gefolgsleute standen bereit, uns den Rücken freizuhalten. Es mochte sein, daß wir ein Ablenkungsmanöver brauchten, falls die Wachen wider Erwarten doch auf uns aufmerksam werden sollten. Ich rechnete

nicht damit. Das Feuerwerk, das entlang der Kasernenmauern in wenigen Augenblicken abbrennen würde, sollte hinreichen, selbst den eifrigsten Wächter irre zu machen.

Die Änderung des Planes hatte einen nicht zu unterschätzenden Vorteil mit sich gebracht. Ich hatte den Menschendetektor auf Wrashs Gehirnstrahlung einstellen können, so daß er nicht ansprach, wenn Wrash in der Nähe war. Mehr hatte ich nicht geschafft. Ich war nicht einmal sicher, ob das Gerät sich so einrichten ließ, daß es die Strahlung von mehr als zwei Menschen erkannte und eine Reaktion auf ihre Anwesenheit unterdrückte. Wären wir mit der ganzen Mannschaft angerückt, hätte der Detektor uns nicht viel genützt. So war es anders. Ich hatte ihn eingeschaltet, und manchmal, wenn auf der Innenseite der Mauer ein Wachposten vorüberging, meldete er sich mit leisem Fiepen.

Wrash hatte sich ebenfalls ausgerüstet. Er trug eine Handvoll kleiner Sprengkapseln bei sich. Sie bedurften keiner Lunte, sondern detonierten beim Aufschlag. Viel Kraft wohnte ihnen nicht inne; aber sie machten einen Blitz und einen Knall, mit denen sich etwaige Verfolger ins Bockshorn jagen ließen.

Der Rest der Rebellentruppe befand sich drunten in der Nähe der Kaserne. Wir hatten, als wir die Minen legten, lange Zündschnüre angebracht. Diese Vorsicht kam uns jetzt zustatten. Die Kaserne wurde infolge des Alarmbefehls, den der Tyrann gegeben hatte, so scharf bewacht, daß sich niemand mehr nahe genug hätte heranwagen können, um eine kurze Lunte zu zünden.

Wrash hockte neben mir. Drei Schritte von uns entfernt war das kleine Hintertor, durch das Quolar mich früher am Abend hinausgelassen hatte. Ich wog den Schlüssel in der Hand. Ich war frohen Mutes. Leichter hätte uns die Sache nicht gemacht werden können. Ich dachte darüber nach, was aus der Rebellion geworden wäre, wenn ich nicht rechtzeitig mit Wrash Verbindung aufgenommen hätte. Die Regeln des ritterlichen Verhaltens und der Aufrichtigkeit im Kampf waren den Techno-Rebellen derart in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie von sich aus niemals auf die Idee gekommen wären, einen Plan wie diesen zu verfolgen: Man schafft einen Zwischenfall, der jedermanns Aufmerksamkeit ablenkt, und greift den Tyrannen an, wo er sich am sichersten fühlt. Offener Kampf, persönliche Ehre, unbedingte Unterwerfung unter die Regeln der Kriegsführung das war das Glaubensbekenntnis der Rebellen - und sie waren fest entschlossen, daran festzuhalten, auch wenn der Tyrann sich seinen Feinden gegenüber den Teufel um Ritterlichkeit und Anstand scherte. Sie hätten die Kaserne offen angegriffen und wären eine halbe Stunde später allesamt tot gewesen, erdrückt von einer Übermacht, der die Mittel der Technik ebenfalls zur Verfügung standen.

Wie war ausgerechnet ich dazu gekommen, einen anderen Plan zu entwickeln - einen, der vor Hinterlist und Tücke strotzte? Ich war aufgewachsen auf den Burgen meines Vaters und hatte mich in zahlreichen Kämpfen und Spielen in den Tugenden der Ritterlichkeit geübt. Ich war ein guter Kämpfer. Meine Siege waren zahlreich. Aber kein einziges Mal hatte mein Gegner mir Unritterlichkeit oder regelwidriges Verhalten vorwerfen können. Und doch war es gerade dieser Sortuun Atjuf von Tjann gewesen, der die Techno-Rebellen von Denguon schließlich überzeugt hatte, daß der Tyrann nur durch List besiegt werden konnte. Kein offener Kampf, statt dessen Täuschung und Hinterhältigkeit. Kein ehrenhafter Kampf, sondern einer, der die Schwächen des Gegners zum eigenen Vorteil nutzte. Kein Wunder, daß Wrash sich über die Zeit nach dem Coup sorgte. Wer würde noch etwas mit uns zu tun haben wollen, wenn er erfuhr, auf welche heimtückische, unritterliche Art wir Targiiv besiegt hatten?

Nach meiner Ansicht machte Wrash sich unnötig Sorgen. Die Bewohner von Huun würden so froh sein, daß das Joch des Tyrannen endlich gebrochen war, es käme keinem von ihnen in den Sinn, die Methoden zu kritisieren, mit denen wir das Ziel erreicht hatten. Was mich dagegen bedrückte, war, daß ich mir nicht erklären konnte, wie Ideen der

Hinterlist und der Heimtücke in meinem Bewußtsein hatten entstehen können. Woher hatte ich solche Gedanken? Was war mit dem Fremden, dem ich heute Abend im Spiegel begegnet war? Roi Danton hieß er. Einen Freund namens Ron hatte er. War er derjenige, der im Hintergrund meines Bewußtseins spukte und mir Ideen eingab, auf die ich aus eigener Initiative nie hätte kommen können?

Es war nutzlos, solchen Spintisierereien nachzuhängen. Ungeduldig blickte ich zu den Sternen auf, um an ihrem Stand die Zeit abzulesen. Die einzige zuverlässige Uhr, die die Rebellen von Dengon bisher hatten zusammenbauen können, befand sich unten bei der Gruppe, die die Lutten der Minen zu zünden hatte.

Wir hier oben hatten geduldig zu warten, bis die Zeit gekommen war. Es mußte nahe an Mitternacht sein. Der erste Blitz, der erste Donner einer Explosion würde unser Signal sein.

Ausgerechnet in diesem Augenblick sagte Wrash, der den ganzen Abend über kaum den Mund aufgemacht hatte:

„Hast du auch manchmal das Gefühl, du wärest ein ganz anderer?“

Ich war so perplex, daß es mir den Atem verschlug. Was meinte er damit? Hatte er ähnliche Erfahrungen gemacht wie ich? Er sah mich erwartungsvoll an. „Manchmal gehen mir fremde Namen durch den Sinn“, antwortete ich. „Oder ich sage Dinge, die ich eigentlich nicht sagen wollte.“

„Welche Namen?“ fragte Wrash.

Zum Antworten kam ich nicht mehr. Ein Blitz zuckte durch die Nacht, und Sekunden später rollte der Donner einer schweren Explosion den Berghang herauf. Die Revolution hatte begonnen.

*

Das kleine Tor öffnete sich willig. Das bißchen Lärm, das der große Schlüssel machte, ertrank im Krachen der Detonationen, die jetzt rasch aufeinander folgten. Auf dem Hof waren Schreie zu hören. Wrash und ich drückten uns in eine Mauernische. Der Hof war hell erleuchtet. Wir sahen die Männer der Schloßwache zum östlichen Rand des Hofes rennen. Dort stiegen sie eine schmale Treppe empor, die zu einem Wehrgang dicht unterhalb der Mauerkrone führte. Sie wollten sehen, was am Fuß des Berges geschah. Sie würden uns keine Schwierigkeiten machen. Wir hätten mitten auf dem Hof stehen können, sie hätten uns vor lauter Aufregung nicht wahrgenommen.

Der Menschendetektor verhielt sich ruhig. Es befand sich niemand im Umkreis von zehn Schritten. Ungehindert stießen wir bis zum Eingang des Treppenturms vor. Unser Plan war gewesen, über die Treppe unbemerkt bis zu Targiivs Privatgemächern vorzustoßen, den Tyrannen zu fassen und ihn auf demselben Weg nach draußen zu schleppen. Es war Targiiv selbst, der uns einen Strich durch die Rechnung machte.

Ich hörte ihn, noch bevor der Detektor ansprach. Brüllend und schreiend kam er die Treppe herabgestürmt. Er war wie von Sinnen. Er röherte unzusammenhängende Worte. „Kampf... Ehre... Gehorsam“ kamen immer wieder darin vor. Helles Klarren und Scheppern mischte sich in den Lärm, die der Tyrann verursachte. Steinsplitter spritzten vor ihm her die Treppe herab. Kein Zweifel: Der Narr hatte sein Schwert gezogen und schlug damit auf die Wände ein!

Es war des Schicksals bitterste Ironie. Viele Jahre hatte der Aufbau der Rebellengruppe gedauert, die Wrash geschaffen hatte. Fast ebenso viele Jahre hatte die Einrichtung der Werkstatt gedauert, der Bau der vielen Geräte, die Herstellung von Sprengpulver. Aber in dieser Nacht, in der die endlosen Mühen und Entbehrungen der Techno-Rebellen mit dem

Sturz des Tyrannen ihren Höhepunkt erreichen sollten, erwies sich alle Anstrengung als umsonst. Targiiv brauchte nicht mehr gestürzt zu werden. Er hatte den Verstand verloren!

Aber uns darüber zu grämen, dazu hatten wir keine Zeit mehr. Auch als Wahnsinniger war der Tyrann noch ein ernst zu nehmender Gegner. Und sein wütendes Gebrüll war ganz dazu angetan, die Posten der Schloßwache aufzuscheuchen. Wir aber brauchten den Rücken frei, wenn wir mit heiler Haut davonkommen wollten.

Um die Krümmung der Treppe herum kam Targiiv in Sicht. Sein ohnehin häßliches Gesicht war zu einer teuflischen Fratze verzerrt. Aus blutunterlaufenen Augen stierte er vor sich hin. Mit dem breiten Schwert, zu dessen Führung er zwei Hände brauchte, hieb er wild und ziellos um sich, daß die Funken aus den Wänden stoben.

Er sah uns. Er war überrascht und wollte anhalten. Aber der eigene Schwung trug ihn weiter. Sein Gebrüll hatte jetzt vollends jegliche Artikulation verloren. Er kam die Treppe herabgeschossen, das Schwert zu einem mörderischen Schlag erhoben, der einem von uns beiden den Schädel spalten mußte.

Ich hatte den Degen gezogen. Als die Spitze des Schwerts sich zu senken begann, wich ich blitzschnell zur Seite. Targiivs Hieb fuhr ins Leere. Das Gewicht der Waffe riß ihn nach vorne. Ich stach ihm zwischen die Beine, nicht mit der Schärfe, sondern mit der Breite der Klinge. Es gab einen hellen, glockenähnlichen Ton, als der Stahl zersprang; aber noch im Untergang hatte mein brauner Degen sein Werk getan. Der Tyrann geriet vollends aus dem Gleichgewicht. Er stieß einen gellenden Schrei aus. Mit einem letzten Anflug von Geistesgegenwart schleuderte er das Schwert von sich. Er hätte es sich sonst beim Stürzen selbst in den Leib gerannt. Der Turm schien in den Grundfesten zu erzittern, als Targiiv mit voller Wucht gegen die steinerne Wand prallte. Der Schädel ruckte nach vorne. Die Stirn schlug gegen die eiserne Halterung einer Fackel. Der Schrei erstarb abrupt. Haltlos sank der Tyrann in sich zusammen.

Ich horchte. Das Piepen des Menschendetektors war verstummt, als Targiivs Bewußtsein erlosch. Bewußtlose oder schlafende Gehirne brachten das Gerät nicht zum Ansprechen. Noch schien draußen niemand das wüste Geschrei des Tyrannen gehört zu haben. Ich sah Wrash an und nickte ihm zu. Wir packten Targiiv jeder an einem Bein. Es würde keine leichte Aufgabe sein, den schweren Körper bis zum Tor zu schleppen.

Ich griff nach dem Türriegel, da sprach der Detektor von neuem an. Über das Wummern der Detonationen hinweg waren knirschende Schritte zu hören, dann menschliche Stimmen.

„... habe ihn schreien hören, ganz eindeutig.“

„Wir geraten in des Teufels Küche, wenn du dich verhört hast“, sagte eine zweite Stimme. „Der Herr liebt es nicht, gestört zu werden.“

„Noch schlimmer ergeht es uns, wenn er nach uns gerufen hat und sich keiner von uns meldet.“

Langsam ließ ich das Bein des Tyrannen zu Boden gleiten. Wrash tat es mir nach und griff in die Tasche, um einige von seinen Sprengkapseln hervorzuholen. Ich musterte die traurigen Überreste meines tapferen Degens. Nur ein Drittel der Klinge war noch vorhanden und der Knauf mit dem Korb.

Der Riegel hob sich. Er wurde von außen betätigt. Ich huschte zur Seite. Die Tür öffnete sich einen Spalt. Ein behelmter Kopf schob sich herein.

„Gnädiger Herr, hast du nach uns...“

Von der arideren Seite her riß Wrash die Tür vollends auf. Der Wächter taumelte herein. Mein erster Schlag, mit dem Knauf geführt, riß ihm den Helm vom Schädel, der zweite schleuderte ihn bewußtlos zu Boden. Mit einem Satz war ich draußen. Dem zweiten Posten war die Sache nicht geheuer. Er hatte sich umgewandt und war im Begriff

davonzueilen. Wahrscheinlich wollte er Hilfe holen. Er hörte mich nicht. Ich schlug ihn von hinten nieder. Ein Griff, ein Ruck, und er lag im Gebüsch zur Seite des Torwegs versteckt.

Ich eilte zum Turm zurück. Ein Gefühl der Unwirklichkeit ergriff mich. Ich schnellte mich mit aller Kraft der Muskeln vorwärts, und dennoch schien ich kaum von der Stelle zu kommen. Das Donnern der Explosionen hörte sich an, als dränge es durch eine lange Röhre an mein Ohr. Die Fackeln auf dem Hof verbreiteten ein eigenartig milchiges Licht, das wie Nebel in der Luft hing.

Die Tür stand offen. Die zwei Bewußtlosen lagen auf dem Boden. Wrash sah mir entgegen. Aber war es wirklich Wrash? Er war in ein schwarzes Gewand gekleidet, als wir sein Haus vor Stunden verließen. Jetzt trug er eine hellgraue, eng anliegende Montur, die mir wie ein Ding aus der fernen Zukunft erschien.

Ich starrte ihn an.

„Ron?“ kam es mir über die Lippen, ohne daß ich es wollte.

Er nickte.

„Spiel des Lebens“, sagte er knapp. „Die Wirkung läßt nach. Du bist Roi Danton.“ Er deutete auf Targiivs schlaffen Körper. „Faß an. Wir müssen hier fort!“

„Wer ist er?“ fragte ich.

„Unser Gegenspieler. Wir werden ihn erkennen, wenn der hypnotische Einfluß vollends erloschen ist. Rasch, um des Himmels willen!“

Wir zerrten den Tyrannen den Torweg hinab. Die Umgebung verlor immer mehr an Wirklichkeit. Die Mauern der Burg schienen zu wanken. Das Krachen der Detonationen war nur noch ein halblautes Gemurmel. Es war finster. Ich konnte Wrashs Kleidung nicht mehr sehen. War er noch der Wirt im Löwen und Schwert, oder hatte er sich endgültig in Ronald Tekener zurückverwandelt? Mit seinen Worten hatte er meinem Verstand ein Stichwort gegeben. Spiel des Lebens: Ich wußte, was das war. Es war ein Wettbewerb, der irgendwo abgehalten wurde und dem Gewinner die Möglichkeit bot, ein Schüler des Ewigen Kriegers zu werden. Das waren Worte und Begriff, die mir durch den Sinn trieben, ohne daß ich mir darunter etwas vorstellen konnte. Ich wußte nicht, was ein Ewiger Krieger war. Ich hatte keine Ahnung von seiner Schule. Ich war auch nicht sicher, ob ich selbst am Spiel des Lebens beteiligt war. Aber wenn Ron - oder Wrash - es sagte, mußte es wohl so sein.

Wir erreichten das Tor. Es war noch offen. Wir schoben Targiiv hindurch. Draußen warteten Wrashs Rebellen. Abseits im Gebüsch hatten sie einen einfachen Pritschenwagen abgestellt. Die Pferde waren noch angeschrirrt. Wir brauchten nur den Tyrannen aufzuladen, dann lag der schwierigste Teil unseres nächtlichen Unternehmens hinter uns.

Ich hielt an. Ich ließ Targiivs Bein fahren. Was hatte das alles jetzt noch für einen Sinn? Es war weiter nichts als ein Spiel. Wir hatten uns niemals wirklich in Lebensgefahr befunden. Alles, was sich ereignet hatte, war nur ein Produkt unserer Einbildung gewesen, die Auswirkung des hypnotischen Einflusses, den die Spielleiter auf die Teilnehmer des Spiels ausübten. Ich war nicht wirklich Ejnald von Tjanns Sohn. Mein Vater war vielmehr...

Ich sah auf. Es wurde hell. Der Tag brach an. Eine Stunde nach Mitternacht wurde es über der Stadt Denguon helllicher Tag! Verblüfft schaute ich um mich. Die Gestalten der Rebellen waren durchsichtig geworden. Sie lösten sich auf wie Vampire, die der erste Sonnenstrahl trifft. Die Dächer der Stadt verschwanden vor meinen Augen. Es wurde kalt. Das Licht des neuen Tages hatte einen rötlichen Farbton. Am Horizont materialisierte der Glutball einer riesigen Sonne.

Mein Blick wanderte weiter. Der Pritschenwagen unterlag einer eigenartigen Transformation. Er verwandelte sich in ein tropfenförmiges Gerät. Wrashs Männer waren

verschwunden. Nur noch Wrash war da und der reglose Körper des Tyrannen. Aber Wrash war nicht mehr Wrash. Er trug die hellgraue Kombination eines Vironauten, und an seinem Gürtel baumelte das Übel aller Übel: die Faust des Kriegers. Wrash hatte sich in Ronald Tekener zurückverwandelt.

Unter mir war blander Fels. Wir standen auf der Kuppe eines kahlen Hügels. Hügelig war das Land und öde, so weit der Blick reichte. Ein kalter Wind zog über die steinige Wüste. Auch Targiiv hatte sich verwandelt. Er trug einen gelblichen Panzer, der auf dem Rücken mit Stacheln bewehrt war. Er lag in unnatürlich verkrümpter Haltung. Der Helm der Rüstung lag so, daß das vergitterte Vorderteil in den wolkenlosen Himmel hinaufzeigte. Ich suchte nach den beiden grünen Leuchtpunkten, die die Augen des Fremdwesens simulierten, fand sie aber erst nach längerer Suche. Sie waren fast erloschen.

„Der Elfahder“, sagte Ron in diesem Augenblick. „Volcayr. Das Beste, was Ijarkor an Kämpfer zu bieten hatte. Und er liegt im Sterben.“

*

Unwillkürlich griff ich in die Tasche. Der Zettel war noch da. Ich faltete ihn auseinander und las: Ich bin Roi Danton. Ein Geräusch lenkte mich ab. An dem tropfenförmigen Fahrzeug, das dort lag, wo vorher der Pritschenwagen gestanden hatte, war ein Luk aufgeschwungen. Eine humanoide Gestalt erschien in der Öffnung. Das Gesicht des Fremden war knöchern. Sein Mund war ein schmaler, blasser Strich unter der breitgedrückten Nase. Der Augenbrauenwulst war so kräftig ausgebildet, daß er wie eine zweite Stirn über der unteren Gesichtshälfte hing. Der Unbekannte war nach gängiger Mardakka-Mode gekleidet. Es war überhaupt nichts Auffälliges an ihm - außer natürlich, daß er sich mit seinem Fahrzeug ausgerechnet an der Stelle befand, an der wir aus dem Spiel des Lebens aufgetaucht waren. Als hätte er im voraus gewußt, wo wir wieder zum Vorschein kommen würden.

„Ich bin Salov“, sagte er. „Ihr habt von mir gehört.“

Das hatten wir. Der sprechende Brotlaib, Gluks unerwarteter Besuch waren uns noch in bester Erinnerung. Salov wies auf den bewußtlosen Elfahder.

„Er stirbt“, erklärte er. „Ihr habt das Spiel gewonnen, wenn auch unter ungewöhnlichen Umständen, über die sich Graucum und seine Spielleiter noch eine Zeitlang die Köpfe zerbrechen werden.“

Ich hatte ganz eindeutig das Gefühl, daß Salov an der Ungewöhnlichkeit der Umstände nicht ganz unschuldig sei. Aber dafür hatte ich mich im Augenblick nicht zu interessieren. Es gab Wichtigeres.

„Woran stirbt er?“ wollte ich wissen.

„In Ijarkors Auftrag hat der Panish Panisha versucht, den Elfahder zum Kämpfer aller Zeiten zu machen. Er pumpte ihn mit Estartus Atem voll, bis er vor Kampfesdurst kaum mehr auf den Beinen stehen konnte.“

Weiter brauchte Salov nichts zu erklären. Ich hatte von Irmina Kotschistowa erfahren, welchen Schaden eine Überdosis Kodexgas anzurichten vermochte. In großen Mengen war die heimtückische Substanz immer tödlich; Körperbau und Metabolismus des Vergifteten spielten dabei keine Rolle.

Nicht wir waren es also gewesen, die den Elfahder getötet hatten. Er starb den Tod, der ihm von Ijarkor selbst zugesetzt war. Ron hatte den entscheidenden Gedanken im selben Augenblick wie ich.

„Irmina!“ stieß er hervor. „Mit dem Antiserum muß sie ihm helfen können.“

„Deswegen bin ich hier“, erklärte Salov. „Ich weiß inzwischen genug über euch und eure Spezies, daß ich mir dachte, ihr würdet dem Unterlegenen wohl helfen mögen.“

„Du kennst und weißt überhaupt eine ganze Menge“, sagte ich zu ihm. „Woher kanntest du diese Stelle? Woher wußtest du die Zeit, zu der wir auftauchen würden?“

„Dort oben“, antwortete er und deutete in den dunkelblauen Himmel hinauf, „stand bis vor kurzem die Burg des Tyrannen Targiiv. Die Bühnen des Lebensspiels mögen psionische Gebilde sein; sie haben dennoch ihre Beziehung, auch eine topographische Beziehung, zur Wirklichkeit. Und den Zeitpunkt?“ Er grinste, was darin zum Ausdruck kam, daß sein dünnlippiger Mund noch ein wenig breiter wurde. „Nun, man hat so seine Beziehungen unter den Schiedsrichtern und Unparteiischen. Ich erfuhr, daß sie das Spiel vorzeitig würden abbrechen müssen. Ganz genau pünktlich war ich übrigens nicht. Ich habe mehr als zwei Stunden auf euch warten müssen.“

„Früher abbrechen müssen?“ wunderte sich Ronald Tekener. „Warum das?“

„Ich hatte eine ungefähre Vorstellung, wie das Spiel verlaufen würde. Ich kannte euch, und ich hatte in Erfahrung gebracht, was mit dem Elfahder geschehen war. Wäre das Spiel über die volle Länge gegangen, hätten Sortuun und Wrash den Despoten Targiiv erschlagen, und sein Tod wäre endgültig gewesen, weil er durch eine Überdosis Estartu-Atem vorprogrammiert war. Es stehen eine ganze Menge Ophaler in meinen Diensten, unter anderem auch Sänger, die in dem hypnotischen Chor saßen, der euch in Wrash und Sortuun und den Elfahder in Targiiv verwandelte. Es war nicht schwer, sie zu überreden, daß sie ein wenig falsch singen. In einem derart großen Chor fällt das nicht auf. Aber die psionisch-hypnotische Wirkung des Chorgesangs erfordert absolut reinen Klang. Durch die falschen Töne wurde die Wirkung abgeschwächt. Ihr müßt es noch während des Spiels gemerkt haben...“

„Oft genug“, fiel ich ihm ins Wort. „Während des ganzen Spiels war ich meiner Identität niemals völlig sicher. Und Ron erging es ebenso.“

„Volcayr nicht zu vergessen“, fügte Salov hinzu. „Auch er muß an Halluzinationen der Wirklichkeit gelitten haben.“

Er wandte sich um und blickte in Richtung seines Fahrzeugs.

„Am besten laden wir ihn auf“, sagte er.

„Wohin bringst du uns?“

„Euch wollte ich gar nicht mitnehmen“, antwortete er. „Ich nehme an, Tomkan und Veedro sind schon auf dem Weg hierher, um euch aufzulesen.“

„Also gut: Wohin bringst du Volcayr?“

„Zum Haus im Park. Eure Freundin hält sich dort auf. Sie hat das Gegengift bei sich. Davon weißt ihr, nicht wahr?“

„Gluk hat es uns gesagt. Wie geht es ihm übrigens?“

„Er ist frech und überheblich wie immer“, grinste Salov. „Es ist ihm ohne Mühe gelungen, sich unbemerkt aus der Halle der Sieger zu entfernen. Seit etlichen Tagen streitet er sich mit Twik darüber, welcher von beiden der vornehmeren Sippe entstammt.“

Ich erinnerte mich, auch von Twik schon gehört zu haben. Die gedankliche Spur führte weiter. Siedendheiß fiel mir der Dicke wieder ein.

„Was weißt du über Reginald Bull?“ wollte ich wissen.

„Euer Freund drang erfolgreich in die Upanishad ein. Aber drinnen wurde er festgenommen. Man bezichtigt ihn des Frevels gegenüber den Lehren des Kodex. Er befindet sich ebenfalls im Haus im Park; aber er wird scharf bewacht. Man wartet auf die Ankunft des Kriegers Ijarkor, der ein Urteil sprechen wird.“

Wir luden den bewußtlosen Elfahder in Salovs Fahrzeug. Das Luk wurde geschlossen. Der Schweber hob ab und verschwand in südlicher Richtung. Besser hätte Salov den Zeitpunkt seines Abflugs nicht wählen können. Augenblicke später tauchte im Nordwesten

ein rötlich glitzernder Punkt auf, der rasch größer wurde. Während er zur Landung anschwieb, erkannten wir hinter den Sichtscheiben der Fahrgastkanzel zwei Ophaler. Besonders gut kannten wir uns in den Physiognomien unserer Gastgeber noch immer nicht aus. Aber es gab kaum einen Zweifel daran, daß diese beiden Veedro und Tomkan waren, die uns abholen wollten.

*

Ein paar Tage hatte man ihn warten lassen. Er hatte zu essen und zu trinken bekommen und seine Notdurft verrichten dürfen. Mehr Komfort war ihm nicht zugestanden worden.

Dann waren sie gekommen, um ihn zu holen. Achtundvierzig Shana terranischer Herkunft gaben ihm das Geleit zu einem schweren Transportschweber. Er war nicht schlecht erstaunt gewesen, als die Shana zusammen mit ihm einstiegen. Kamen sie mit, um ihn zu bewachen? In diesem Fall konnte er sich auf den Ruf, den er unter den Bewohnern der Upanishad genoß, etwas einbilden. Der Flug ging quer um die halbe Rundung des Planeten bis nach Mardakka, der Stadt am Südpol. Ein zweitesmal hatte Reginald Bull Gelegenheit zu staunen, als der Transportschweber im ausgedehnten Park jenes Hauses landete, von dem aus er vor wer weiß wie vielen Tagen zu seiner Expedition nach Norden aufgebrochen war.

Wenn er allerdings damit gerechnet hatte, Freunde begrüßen zu können, so sah er sich getäuscht. Die achtundvierzig Shana nahmen ihn in die Mitte und führten ihn zu jenem Gebäudeteil, in dem er untergebracht war, als der Schiedsrichter Kuursen Ton noch auf ihn aufpaßte. Der Trakt wurde hermetisch gegen das übrige Gebäude abgeriegelt. Reginald Bull war ein Gefangener, und jeder seiner Versuche, mit den anderen Bewohnern des Hauses in Verbindung zu treten, wurde von den Shana vereitelt.

Am schlimmsten empfand er die Ungewißheit. War das Spiel des Lebens schon vorüber? Wer waren die Sieger? Wo befanden sich Roi Danton und Ronald Tekener? Was war aus Irmina Kotschistowa geworden, und was aus Jo Polynaise? Er stellte all diese Fragen seinen Bewachern, erhielt jedoch keine Auskunft. Die Shana versahen ihren Dienst schweigend und mit einer Effizienz, die einem kalte Schauder über den Rücken trieb.

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als zu warten. Worauf wartete er? Auf die Ankunft des Ewigen Kriegers Ijarkor, der das Urteil über ihn sprechen würde. Wann kam Ijarkor? Auch auf diese Frage erhielt er von den Shana keine Antwort.

So vergingen seine Tage in luxuriöser Umgebung und geistötender Eintönigkeit. Bis eines Tages die Tür aufgestoßen wurde und eine vertraute Gestalt über die Schwelle trat. Reginald Bull fuhr auf.

„Irmina!“ stieß er hervor. Die Freude wollte ihn überwältigen. „Gott sei Dank, daß sich endlich jemand erbarmt hat...“

„Niemand hat sich erbarmt“, fiel sie ihm ins Wort. Ihr Gesicht war ernst. „Ich bin eine Gefangene wie du. Ich soll auf die Ankunft des Kriegers Ijarkor warten, damit er ein Urteil über mich spricht.“

„Gefangen? Du?“ staunte er. „Was, meinen sie, hast du dir zuschulden kommen lassen?“

„Kodexfrevel“, antwortete die Mutantin knapp. „Sie hatten einen Elfahder zum Tode verurteilt, indem sie ihn mit Kodexgas vollpumpten. Ich konnte sein Leben erhalten, indem ich ihn mit Antiserum behandelte.“

Reginald Bulls Augen wurden groß. Eine Ahnung dämmerte im Hintergrund seines Bewußtseins.

„Volcayr?“ fragte er.

„Volcayr“, nickte Irmina Kotschistowa.

*

Zuerst fand er sich nicht zurecht. Wirre Erinnerungen schwirrten ihm durch den Verstand: ein zweihändiges Schwert, ein Tyrann namens Targiiv, das Spiel des Lebens, die Techno-Rebellen. Und dann, mit mehr Nachdruck: Volcayr, Elfahd.

Er begann, sich zu orientieren. Er trug den Stachelpanzer, und die Servomechanismen gehorchten seinen Gedanken. Das beruhigte ihn. Er war nicht waffenlos. Wenn es notwendig wurde, konnte er kämpfen. Er erinnerte sich schwach, daß er die Aussicht auf Kampf früher mit Freude begrüßt hatte, während sie ihm jetzt eher Unbehagen bereitete. Das war ein Problem, mit dem er sich würde beschäftigen müssen. Aber im Augenblick gab es Wichtigeres.

Rings um ihn war milchige Helligkeit. Er atmete frei, und in der Atemluft befand sich ein fremdartiger, angenehmer Geruch. Er atmete tief. Er hatte das Bedürfnis, so viel Luft wie möglich in sich aufzunehmen und durch seinen Körper verarbeiten zu lassen. Hatte er anfangs noch ein deutliches Unwohlsein verspürt, so erkannte er deutlich, daß sein Zustand sich von Minute zu Minute verbesserte.

Es war ein Schock für ihn festzustellen, daß er sich in einem gläsernen Behältnis befand. Man hatte ihn eingesperrt! Im ersten Aufwallen des Zorns hatte er sein Gefängnis zerstören wollen; aber dann war das logische Denken eingesprungen. Die Erinnerung hatte eingesetzt. Er hatte - wie lange es her war, wußte er nicht mehr - eine Überdosis des Atems Estartus zu sich genommen.“ Graucum, der Panish Panisha, hatte sie ihm eingeflößt. Vor nicht allzu langer Zeit war ihm klar gewesen, daß er an der Überdosis sterben müssen; aber dann war ihm diese Erkenntnis verlorengegangen, und er hatte sich mit dem ungestümen Eifer des Kodextreuen in den Kampf des Lebensspiels gestürzt. Er war Targiiv, der Tyrann, gewesen. Eigentlich hätten die Techno-Rebellen ihn töten müssen, nachdem sie ihn überwältigt hatten. Aber auf irgendeine Weise waren sie davon abgehalten worden. Er lebte, und selbst die Überdosis Estartu-Atem vermochte ihm nichts mehr anzuhaben. Er war auf dem Weg der Heilung, und es dämmerte ihm, daß das gläserne Gefängnis und der merkwürdige Duft der Atemluft etwas damit zu tun hatten. Er hätte sich selbst geschadet, wollte er seinem zornigen Impuls nachgeben und die Glaswände zerstören.

Noch einmal hatte er eine Überraschung erlebt. Das war, als jenseits des Nebels, der den gläsernen Behälter erfüllte, eine zierliche Gestalt aufgetaucht war, die ihm auf den ersten Blick bekannt vorkam. Er hatte sein Sehvermögen angestrengt, um den Nebel zu durchdringen, und augenblicklich war die Erinnerung zurückgekehrt.

„Du bist die Spionin“, sagte er; aber er meinte es nicht als Anklage. „Du bist mir nach Urdala gefolgt.“

„Du hast recht“, antwortete die Stimme der Vironautin, die per Audiokom ins Innere seiner Glaszelle übertragen wurde. „Ich bin Irmina Kotschistowa. Ich war auf Urdala, in der Dashid-Kuppel. Ich habe erfahren, welch heimtückisches Gift das Gas ist, das ihr Estartus Atem nennt.“

„Das darfst du nicht sagen...“, begann er; aber es lag keine Kraft in seiner Stimme.

„Ich darf es wohl sagen, und keiner weiß das besser als du“, widersprach die Vironautin. „Damit du ein besonders hervorragender Kämpfer würdest, hat man dir eine Überdosis des Gases eingeflößt. Man nahm in Kauf, daß du nach dem Ende des Spiels des Lebens an der Wirkung der Kodexmoleküle sterben würdest. Wenn das Spiel nicht einen ungewöhnlichen Verlauf genommen hätte und du nicht rechtzeitig hierher gebracht worden wärest, gäbe es Volcayr, den Elfahder, schon jetzt nicht mehr.“

Ein ungewohntes Gefühl drang in seine Seele und ergriff von ihr Besitz: Dankbarkeit.

„Was hast du mit mir gemacht?“ fragte er.

„Es gibt ein Antiserum“, antwortete die Vironautin. „Ich behandle dich damit.“

Sie hatte keine großen Worte darum gemacht. In einfacher und bescheidener Weise hatte sie ihm zu verstehen gegeben, daß er ihr und ein paar Wohlgesinnten sein Leben verdankte. Er konnte es zuerst nicht verstehen. Er begriff nicht, warum die, die bis vor kurzem seine Gegner gewesen waren, sich soviel Mühe machten, ihn am Leben zu erhalten. Wollten sie ihn wieder zu Kräften kommen lassen, damit sie sich noch einmal mit ihm messen konnten?

Erst allmählich wuchs in ihm die Erkenntnis, daß er es hier mit Wesen einer völlig fremden Denkungsart zu tun hatte. Es brachte ihm nichts ein, wenn er jetzt versuchte, ihre Handlungsweise zu verstehen. Später, wenn er wieder auf den Beinen war, würde er mit den Vironauten sprechen. Er würde erfahren, warum sie ihm geholfen hatten.

Einstweilen blieb das Gefühl der Dankbarkeit.

Noch einmal bekam er die kleine Vironautin zu sehen. Sie trat an den Glasbehälter heran und wollte mit ihm sprechen. Bevor sie jedoch das erste Wort sagen konnte, öffnete sich die Tür, und mehrere Wesen drangen ein, die an ihren Shant-Kombinationen als Mitglieder einer Upanishad zu erkennen waren. Sie gehörten offenbar derselben Spezies an wie die Vironautin. Sie ergriffen sie bei den Armen und zogen sie mit sich fort. Er hörte sie sprechen, und ein Wort prägte sich ihm ein:

„Kodexfrevel!“

Da wußte er, was die Stunde geschlagen hatte. Nach Ijarkors Willen hätte er sterben sollen. Die Vironautin dagegen hatte ihn vor dem Tod bewahrt und damit gegen den Willen des Kriegers verstoßen. Das war Kodexfrevel. Irmina Kotschistowa würde sich dafür zu verantworten haben, daß sie ihm das Leben gerettet hatte.

Es war ihm klar, was er zu tun hatte. Erfühlte sich kräftig. Er zerstörte den gläsernen Behälter. Niemand störte ihn dabei. Die Shana waren verschwunden. Er sah, daß auf Tischen und Theken Versuchsanordnungen aufgebaut waren wie in einem Labor. Das Antiserum, von dem die Vironautin gesprochen hatte, war den Ewigen Kriegern unbekannt. Er mußte jede Spur der Substanz vernichten, damit Ijarkor und seine Handlanger nicht erfuhren, wie sie hergestellt wurde. Er machte sich an die Arbeit, und kein einziges Mal kam ihm dabei in den Sinn, daß er von den Kriegern so dachte, als wären sie seine Gegner. Er zerstörte das Innere des Raums, bis nur noch ausgeglühte, verrußte Wände übrig waren. Er hatte alle Spuren getilgt.

Natürlich würden sie auch ihn zur Rechenschaft ziehen. Auch sein Vergehen war Kodexfrevel: Er hatte gegen das Gebot des Gehorsams verstoßen. Die Zerstörung des Labors hatte nur wenige Minuten in Anspruch genommen. Bis jetzt war man anscheinend auf seine Aktivität nicht aufmerksam geworden. Er verließ den Raum und irrte durch die Gänge eines Gebäudes, das so groß war, wie er noch selten eines gesehen hatte, die Upanishada ausgenommen. Das Unvermeidliche ereilte ihn eine Stunde später. Zehn Shana kamen auf ihn zu und erklärten ihn zum Gefangenen. Er hätte ihnen Widerstand leisten können. Er war ein Meisterschüler, ein Panish. Aber der Sinn stand ihm nicht nach Kampf. Er ließ sich erklären, daß man ihn gefangen halten werde, bis der Krieger Ijarkor über Mardakaan erschien und sein Urteil über ihn sprach. Er sagte nichts dazu, sondern ließ sich wortlos abführen.

6.

Die Situation war ein wenig anders als zur Zeit unserer Abreise aus Mardakka. Das große Haus wimmelte von Gestalten in Shants. Einige davon waren eindeutig terranischer

Herkunft, und Ronald Tekener geriet in Erregung, weil er in ihnen Besatzungsmitglieder der verschollenen Tsunamis 113 und 114 erkannte. Er sprach sie an; aber sie antworteten nicht. Er schrie sie an; sie gingen ihm aus dem Weg. Er streifte den eisernen Handschuh über und zeigte ihnen, daß er ein Privilegierter sei. Da mußten sie ihm antworten. Aber alles, was sie hervorbrachten, war:

„Wir folgen dem Gebot des Gehorsams. Der Ewige Krieger hat uns nicht erlaubt, zu dir zu sprechen.“

Ron und ich fühlten uns eingeengt. Die Vironauten, die während unserer Abwesenheit das Haus gehütet hatten, wirkten verschüchtert und verängstigt. Veedro und Tomkan waren ständig in unserer Nahe. Sie hatten ihr achtungsvolles Gehabe abgelegt und behandelten uns wie entfernte Verwandte, deren Besuch man wohl in Kauf nimmt, ohne sich jedoch darüber zu freuen. Gewisse Gebäudeteile waren uns versperrt. Wir erkundigten uns nach dem Grund und erfuhren, daß der Panish Panisha es so angeordnet habe. Er werde im übrigen in Kürze erscheinen, um uns über die Ergebnisse des Spiels des Lebens zu unterrichten. Bisher wußten wir nämlich noch immer nicht, ob wir gewonnen oder verloren hatten.

Wir nahmen Verbindung mit Irmina Kotschistowa auf, die ihr Quartier in einem anderen Gebäudeteil aufgeschlagen hatte und angesichts der Überschwemmung von Shant-Gekleideten Wert darauf legte, ein so niedriges Profil wie möglich zu wahren. Sie hatte den Elfahder in Behandlung, das erfuhren wir. Salov hatte ihn pünktlich abgeliefert. Sie war besorgt, weil jedermann sich leicht ausrechnen konnte, daß es dem Willen des Ewigen Kriegers widersprach, wenn Volcayr vor dem Tode bewahrt wurde. Sie hatte sich in einen der hintersten Winkel des großen Hauses zurückgezogen und erzielte, wie wir hörten, mit ihrer Behandlung gute Erfolge. In kurzer Zeit würde der Elfahder wieder auf den Beinen sein.

Bald darauf erfuhren wir gerüchtweise, daß Irmina von den terranischen Shana festgenommen und eingesperrt worden war. Wir unternahmen nichts dagegen. Es war klar, daß ihr keine physische oder psychische Gefahr drohte. Sie hatte, ebenso wie Reginald Bull, der sich ebenfalls irgendwo in den unergründlichen Tiefen dieses Hauses befand, auf die Ankunft des Kriegers Ijarkor zu warten.

Zu Jo Polynaise hatten wir wesentlich freieren Zutritt. Der hünenhafte Androide berichtete uns von Bullys Expedition zum Nordpol. Er sprach von Chimba, den wir nicht kannten, und von Twik, von dem wir wenigstens gehört hatten. Er erzählte uns von der Entscheidung, die der Panish Panisha getroffen hatte, und wir begriffen aufgrund seiner Schilderung, daß die achtundvierzig Shana, die Überlebenden der Tsunami-Besetzungen 113 und 114, mit uns nichts mehr zu tun haben wollten. Sie waren Jünger des Ewigen Kriegers und mit Kodexgas wahrscheinlich so vollgepumpt, daß sie keinen normalen Gedanken mehr zu fassen vermochten. Susa Ail und Luzian Bidpott befanden sich in Sicherheit im Innern des Androiden. Soweit sich ermitteln ließ, waren sie während ihres Einsatzes in der Hohen Schule des Nordens von niemand bemerkt worden. Dasselbe galt für Twik, den Ulupho. Jo Polynaise und Chimba waren von einem subalternen Angestellten der Upanishad per Schweber nach Mardakka zurückbefördert worden. Während dieser Zeit hatte Twik sich kein einziges Mal aus Jos Tasche gerührt. Nach der Ankunft im Haus im Park war er plötzlich verschwunden. Wir wußten von Salov, daß er inzwischen längst zu seinen Gesinnungsgenossen zurückgefunden hatte.

Dann kam der große Tag. Der Panish Panisha kündete seine Ankunft an. Wir hätten ihn auch dann im großen Saal empfangen, wenn uns dies nicht von Tomkan und Veedro allen Ernstes nahegelegt worden wäre. Wir betrieben den üblichen Aufwand. Ophalische Leckerbissen wurden zubereitet, Graucums Lieblingsgetränke - soweit sie uns bekannt waren - zurechtgestellt. Wir ließen es an nichts mangeln, wodurch wir dem Panish

Panisha vor Augen führen konnten, daß wir die Lage nach wie vor als normal betrachteten.

Daß dem nicht so war, wußten wir ebenso gut wie sonst jemand. Das Spiel des Lebens hatte einen ungewöhnlichen Verlauf genommen. Wer der Gewinner war, ob es überhaupt einen Gewinner gab, das hing alles noch in der Luft.

Nachdem der Panish Panisha einige Leckerbissen zu sich genommen hatte, brachte er die Sprache sofort auf das Thema, das alle interessierte.

„Es hat noch nie ein Spiel des Lebens gegeben wie das jüngst vergangene“, begann er. „Es gab technische Unregelmäßigkeiten, die wir uns vorerst noch nicht erklären können. Es gab aber auch zwei Gewinner, die praktisch gegen jede Vorschrift des Kodex verstoßen haben.“

Er wandte den Kopf, und in seinen vor Erregung zitternden Organrauben glaubte ich, Sehmechanismen zu erkennen, die zuerst Ronald Tekener und dann mich anstarnten.

„Ihr wißt, von wem die Rede ist“, fuhr Graucum fort. „Ihr seid, die Sieger des Spiels. Wrash und Sortuun ist es gelungen, den Tyrannen zu besiegen. Der Tyrann ist der Verlierer. Aber ihr habt euch nicht an die Gebote des Kampfes, des Gehorsams „und der Ehre gehalten. Ihr habt mit Hinterlist und Heimtücke gearbeitet. Die Schiedsrichter waren nicht in der Lage, euch auch nur einen einzigen Pluspunkt für kodextreues Verhalten zu geben.“

„Über den Sieg entscheidet, ob das Ziel erreicht wird“, widersprach ich. Es war nicht meine Absicht, dem selbstgefälligen Panish Panisha die Bühne gänzlich zu überlassen. Sein Gefolge und die Vironauten, die sich im Empfangssaal eingefunden hatten, sollten hören, daß wir auch etwas zu sagen hatten. „Ich verstehe deine Bedenken nicht.“

„Ich habe euch bereits zu Siegern erklärt“, antwortete Graucum.

„Gut. Dann sind wir jetzt Schüler deiner Upanishad?“

„Nein“, erklärte er ein wenig verunsichert. „Ich glaube nicht, daß die Hohe Schule des Nordens euch als Shada gebrauchen kann. Ihr tragt die Faust des Kriegers; aber euer Verhältnis zu den Gesetzen des Kodex ist gestört. Nehmt zum Beispiel den Ausgang des Spiels. Dem Verlierer stand das Recht zu, den Tod zu finden. Das Gesetz der Ehre verlangt, daß er seine Niederlage nicht überlebt. In der Tat gab es keine andere Weise, den Tyrannen Targiv endgültig zu beseitigen, als die physische Liquidierung. Was habt ihr statt dessen getan? Ihr habt dafür gesorgt, daß der Unterlegene abtransportiert und medizinisch behandelt wurde. Anstatt ehrenhaft den Tod zu finden, lebt er in Schmach und Schande. Wollt ihr auf diese Art Kodextreue beweisen?“

Wenn ich jemand über das Recht auf Tod oder den ehrenhaften Tod reden höre, steigt mir die Galle hoch.

Gewöhnlich sind es gerade die, die so geschwollen daherreden, die angesichts des Todes gerne auf Recht und Ehre verzichten und den Tod am liebsten eine Tür weiter schicken möchten.

„Ich weiß wohl, warum du Wert darauf legtest, daß Volcayr den Tod fände“, rief ich dem Panish Panisha zu. „Damit niemand merkte, daß du ihn vor dem Spiel derart mit Kodexgas vollgepumpt hattest, daß ihm der Tod ohnehin gewiß gewesen wäre.“

Graucum brauste auf.

„Der Elfahder hat eine Dosis des Atems Estartus erhalten“, intonierte er in der Weise eines Protestgesangs, „wie es einem Wesen seines Ranges zusteht.“

„Nur hast du die Dosis so bemessen“, antwortete ich, „daß er auf jeden Fall hätte sterben müssen - unabhängig davon, ob er das Spiel gewann oder verlor.“

„Die Dosis bestimmt allein der Krieger Ijarkor“, sang der Panish Panisha in düsteren Tönen.

Sein Selbstbewußtsein war ins Wanken geraten. Ich wollte nachstoßen und ihn völlig aus der Fassung bringen. Aber da geschah etwas, das mich augenblicklich zum Schweigen brachte. Ein eigenartiger Ton war zu hören. Er klang, als ob im Nebenraum eine mächtige Glocke angeschlagen worden wäre. Mitten im Empfangssaal entstand eine kugelförmige Leuchterscheinung. Sie schwebte schwerelos in der Luft und zeigte das Symbol des Dritten Weges: ein Dreieck mit drei Pfeilen, die vom Zentrum ausgingen und zu den drei Ecken zeigten.

Graucum war aufgesprungen und verharrte in ehrfürchtiger Haltung. Ich nahm an, daß wir jetzt von einer höheren Instanz zu hören bekommen würden. Ich hatte mich nicht getäuscht. Aus dem Leuchtgebilde drang eine laute, kräftige Stimme. Sie sagte:

„Ich bin der Krieger Ijarkor. Laßt eure kleinlichen Streitereien und hört, was ich euch zu sagen habe.“

*

Wir hörten. Ijarkors Stimme mochte eindrucksvoll sein; aber ich war nicht beeindruckt. Mit der modernen Synthesizer-Technik, konnte selbst ein schwindsüchtiger Piepmatz sich ein Organ zulegen, das Zuhörermengen von den Sitzen riß.

„Es gibt zwei Sieger im Spiel des Lebens“, erklärte der Ewige Krieger. „Sie nennen sich Roi Danton und Ronald Tekener und gehören zum Volk der Vironauten. Sie haben den Sieg mit unkonventionellen Mitteln errungen und damit bewiesen, daß die Weisheit des Kodex und der Lehre vom Permanenten Konflikt noch nicht in ihre Seele eingedrungen ist. Dennoch sind sie die Sieger, und sie tragen obendrein die Faust des Kriegers. Wir wissen also, daß der Sotho ihnen seine besondere Gunst hat zuteil werden lassen. Sie sind mit der Achtung und Ehrfurcht zu behandeln, die Auserwählten zustehen.“

Ich will sie weiter auf die Probe stellen; denn ich glaube, sie besitzen das Potential, zu hohen Würdenträgern im Reich der Ewigen Krieger zu werden. Graucum, Lehrer der Lehrer in der Hohen Schule des Nordens, höre meinen Auftrag: Du wirst Ronald Tekener und Roi Danton samt ihrem Troß den Weg zum ersten Heraldischen Tor von Siom Som weisen. Weiter als bis dorthin brauchst du dich nicht um sie zu kümmern. Andere werden diese Aufgabe übernehmen. Mein Auftrag an alle Vironauten hingegen lautet:

Geht durch die Heraldischen Tore. Versucht, das Königstor im Zentrum der Kalmenzone zu erreichen. Und wenn euch dies gelingt, will ich euch persönlich empfangen. Ich will euch mit Ehren überhäufen; denn durch diese Leistung habt ihr gezeigt, daß ihr fähig seid, hohe und wichtige Funktionen im Reich der Zwölf Galaxien zu versehen.“

Ich wollte schon aufatmen. Hatte er nicht gesagt: alle Vironauten? Reginald Bull und Irmina Kotschistowa waren eingeschlossen, nicht wahr? Sie würden mit uns gehen können. Aber Ijarkor war noch nicht fertig; und gleich mit seinen nächsten Worten zertrümmerte er meine Hoffnungen.

„Es gibt allerdings zwei Ausnahmen“, sagte er. „Es gibt unter den Vironauten einen, der einst die Faust des Kriegers besaß und sich ihrer aus eigenem Antrieb entledigte. Sein Name ist Reginald Bull, und seine Tat ist Kodexfrevel. Er hat es außerdem unternommen, unaufgefordert und unter Zuhilfenahme von unlauteren Mitteln in die Hohe Schule des Nordens einzudringen. Mag dies auch ein Frevel geringerer Art sein, so gilt doch als bewiesen, daß Reginald Bull die Weisheit des Kodex niemals erkennen wird und daß er das Ansehen, das ihm die Faust des Kriegers verlieh, dazu benützte, kodexwidrige Handlungen zu begehen. Reginald Bull wird zum Geächteten erklärt, zum Toshin.“

Ich sah zu Graucum hinüber. Der Panish Panisha war zusammengezuckt. Das Schicksal eines Toshin schien nicht beneidenswert zu sein.

„Dasselbe Urteil fälle ich über die Vironautin Irmina Kotschistowa“, fuhr Ijarkors Stimme fort. „Sie beschäftigt sich mit verbotenen Elementen. Der Elfahder Volcayr stand bereit, Estartus Ruf zu folgen und in ihren Glanz einzugehen, nachdem er ihren Atem in überreichem Maß zu sich genommen hatte. Die Vironautin aber hinderte ihn daran, den Ruf der Mächtigen zu hören. Sie entfernte den Atem Estartus aus seinem Körper und beraubte ihn damit des Privilegs, das Estartu ihm zugesetzt hatte. Auch das ist Kodexfrevel des höchsten Grades. Irmina Kotschistowa wird ebenfalls zum Toshin erklärt.

Die Toshin werden das Mal der Unehre neun Mardakaan-Jahre lang tragen und während dieser Zeit den Bereich der Zwölf Galaxien nicht verlassen können. Danach mag mit ihnen geschehen, was auch immer das Schicksal ihnen zugesetzt hat.“

Ich war erschrocken. Neun Mardakaan-Jahre - das waren rund einhundert Standardjahre! Eine schier endlose Zeit, auch wenn man in Rechnung stellte, daß Reginald und Irmina Aktivatorträger waren und somit die relative Unsterblichkeit besaßen.

Aber Ijarkor war noch immer nicht am Ende.

„Mein Schiff befindet sich im Orbit über Mardakaan“, verkündete er mit dröhnender Stimme. „Die achtundvierzig Shana aus der Hohen Schule des Nordens sind auf dem raschesten Weg zu mir an Bord zu bringen. Sie haben sich in hervorragender Weise bewährt und sollen unter meiner persönlichen Anleitung die Gelegenheit erhalten, den Schritt Hamosh zu tun.

Noch einem gilt meine Fürsorge. Volcayr, der Elfahder, ist ebenfalls zu mir zu bringen. In der Vergangenheit hat er große Taten vollbracht. Seine Verirrungen sind Ausdruck einer vorübergehenden Störung der Seele. Ich will mich um ihn kümmern, wie es einem solch hervorragenden Kämpfer zusteht.

Das sind meine Worte. Merkt sie euch wohl. Die Worte des Kriegers sind Gesetz. Handelt nach meinen Anweisungen und seid bemüht, euch mein Wohlwollen zu sichern.“

Die Glocke erklang ein zweites Mal. Die Leuchterscheinung erlosch. Graucum sank in seinen Sitz. Er wirkte erschöpft. Von Ijarkor angesprochen zu werden, war für ihn offenbar eine Anstrengung.

Ich begegnete, Ronald Tekeners Blick. Wir waren, im Grunde genommen, gut davongekommen. Aber es war dringend notwendig zu erfahren, was es mit dem Status eines Toshin auf sich hatte. Auf keinen Fall durften wir Reginald Bull und Irmina Kotschistowa im Stich lassen.

*

Außer den Augen und dem Mund konnte er nichts bewegen. Er erinnerte sich: Nach Irmina Kotschistowas kurzem Besuch hatte er sich auf der Liege ausgestreckt und war eingeschlafen. In der Zwischenzeit mußten sie irgend etwas mit ihm angestellt haben. Wahrscheinlich hatten sie ein lähmendes Gas in das Klimasystem geleitet. Das war die einfachste Methode. Seine fünf Sinne funktionierten einwandfrei. Er befand sich nicht in Gefahr. Aber sie hatten etwas mit ihm vor. Er fragte sich, was es sein mochte.

Er hörte eine Tür gehen. Ein großer Robot tauchte in seinem Blickfeld auf. Er bewegte sich schwebend und war mit einer Plattform für den Transport von Lasten ausgestattet. Feingliedrige, mechanische Hände griffen nach Reginald Bull und hoben ihn von der Liege. Er wurde auf die Plattform geladen.

„Wohin bringst du mich?“ fragte er; aber der Robot gab keine Antwort.

Er glitt davon. Bull sah Wände und Decken an sich vorbeigleiten. Er wollte sich orientieren; aber da er den Kopf nicht bewegen konnte, war sein Blickfeld zu klein. Die Gänge, durch die der Robot ihn transportierte, waren leer und verlassen. Er bewegte sich durch einen abgelegenen Teil des Gebäudes. Schließlich glitt er unter dem Rahmen einer

hohen, breiten Tür hindurch. Der Raum, in den er gelangte, war nur spärlich beleuchtet. Eine matte, rötlich getönte Deckenlampe erfüllte ihn mit dämmrigem Licht. Der Roboter sank zu Boden. Das Summen des Antriebs erstarb.

Stimmen klangen auf. Jede schien ihre eigene Melodie zu singen; aber die Melodien fanden nach kurzer Zeit zueinander, vereinigten sich und wurden zu einer Musik, die Reginald Bull mit innerer Ruhe erfüllte. Die Sänger von Ophal, ging es ihm durch den Sinn. Er spürte die Plattform unter dem Rücken nicht mehr. Er glaubte, frei zu schweben. Ein Gefühl entspannter Leichtigkeit machte sich in ihm breit.

Der Gesang entschwand in der Ferne. Eine Zeitlang war es still. Dann begann eine Stimme zu sprechen. Sie klang emotionslos und sachlich. Es schien die Stimme eines Mannes zu sein; aber wahrscheinlich war sie synthetischen Ursprungs. Einen Augenblick lang glaubte Bull, zierliche, mechanische Arme am Rand seines Blickfelds auftauchen zu sehen. Er spürte eine Berührung an der Stirn. Aber er konnte nicht darauf achten. Er mußte der Stimme zuhören.

„Du bist ein Geächteter, ein Toshin. Du wirst das Mal der Ächtung auf der Stirn tragen, und niemand kann es entfernen. Unternimm keinen Versuch, das Mal zu ändern oder zu manipulieren. Es wird explodieren und dich in Stücke zerreißen, wenn du dich an ihm zu schaffen machst oder Zuläßt, daß ein anderer damit experimentiert. Es wird auch explodieren, wenn du versuchst, den Bereich der Zwölf Galaxien zu verlassen. Solange du das Mal trägst, wirst du in der Mächtigkeitsballung Estartu bleiben müssen. Das Mal erlischt nach neun Mardakaan-Jahren, das sind einhundert Jahre deiner Zeitrechnung. Danach bist du frei zu gehen, wohin dir beliebt.“

Das Dasein eines Toshin ist kein einfaches; aber zum Toshin erklärt zu werden, ist milder, als wenn man dich zum Tode verurteilt hätte. Alle Völker der Mächtigkeitsballung werden dich wie einen Ausgestoßenen behandeln. Deine Bewegungsfreiheit unterliegt keiner Einschränkung - mit Ausnahme dessen, was ich zuvor gesagt habe. Du kannst gehen, wohin du willst, dich aufzuhalten, wo es dir gefällt. Du mußt dich nur damit abfinden, daß dich jeder wie einen Geächteten behandeln wird. Das ist deine Strafe für den Frevel gegenüber dem Kodex. Der Krieger Ijarkor hat gerecht und dennoch milde geurteilt.“

Für den Bruchteil einer Sekunde spürte Reginald Bull einen scharfen, brennenden Schmerz auf der Stirn. Dann verlor er das Bewußtsein.

Als er wieder zu sich kam, ruhte er auf der Liege, von der der Roboter ihn weggeholt hatte. Er empfand einen sanften Druck auf der Stirn. Er stand auf und ging zum nächsten Spiegel.

Auf der Stirn trug er ein dunkelrotes Mal. Es war kreisrund und hatte den Umfang einer kleinen Münze. Er hob die Hand und versuchte, das Mal zu berühren. Er spürte nichts Außergewöhnliches. Die Substanz unter der Kuppe des tastenden Fingers schien die Stirnhaut zu sein.

Aber der Druck blieb.

Reginald Bull war ein Geächteter.

*

Von da an wurden die Dinge wieder einigermaßen normal. Da der Panish Panisha instruiert worden war, uns mit der gebührenden Achtung zu behandeln, konnte er uns den Wunsch nicht abschlagen, daß Demeter und Jennifer von jetzt an unser Quartier teilten. Eine entsprechende Meldung erging sofort an die Virenschiffe. Eine knappe Stunde später schloß ich Demeter in die Arme.

Freund, Genosse und Patenonkel: Ich war wirklich besorgt um dich. Ich wußte noch immer nicht, was ich mir unter einem Toshin vorzustellen hatte, und die Ungewißheit

drückte mir aufs Herz. Ich konnte mir vorstellen, daß auch du in Unruhe warst. Aber du mußt mir verzeihen: Für den Rest dieses Tages habe ich nicht mehr an dich gedacht.

Am nächsten Tag wurden die achtundvierzig Shana abgeholt. In einem großen Transporter beförderte man sie zum Raumhafen, und von dort aus würden sie mit einer Fähre zum Schiff des Ewigen Kriegers gebracht werden. Mit ihnen ging auch Volcayr, der Elfahder. Aus einem Fenster unserer Unterkunft sah ich ihn durch den Garten schreiten. Ich wußte nicht, was aus ihm werden würde. Er erschien mir als eine tragische Figur.

Kurze Zeit später tauchten Reginald Bull und Irmina Kotschistowa auf. Sie wirkten bedrückt. Auf der Stirn trugen sie ein kleines, dunkelrotes Mal: das Zeichen der Toshin. Sie sprachen, wenig. Ich hatte gehofft, daß Irmina, die Metabio-Gruppiererin, das häßliche Gebilde ohne Mühe entfernen können und es nur deswegen noch nicht getan hatte, weil wir vermutlich noch unter Beobachtung standen. Als ich sie behutsam darauf ansprach, schüttelte sie traurig den Kopf.

„Ich kann es nicht“, sagte sie. „Die Substanz ist völlig fremdartig. Sie ist auf eine mir unbekannte Art mit dem Körpergewebe verwachsen. Ich fürchte, wir werden mit dem Mal leben müssen.“

Reginald Bull mit seinem unverwüstlichen Optimismus nahm die Sache wesentlich leichter.

„Hundert Jahre ist schließlich keine Ewigkeit“, spottete er. „Irgendwie überstehen wir das schon. Kommt Zeit, kommt Rat.“

Kurze Zeit später erfuhren wir von den Virenschiffen, daß das Raumschiff des Ewigen Kriegers abgelegt hatte und entlang der Feldlinien des psionischen Netzes verschwunden war. Wir würden Ijarkor das nächstmal zu sehen bekommen, nahm ich an, wenn wir das Königstor passiert hatten. Richtig zu sehen bekommen, meinte ich: von Angesicht zu Angesicht.

Wir trafen unsere Vorbereitungen. Reginald Bull und Irmina Kotschistowa beabsichtigten, so rasch wie möglich an Bord ihrer Schiffe zurückzukehren. Irmina hatte es eilig, mit der Produktion des Wirkstoffs zu beginnen. Je weiter wir uns nach Siom Som hineinwagten, desto öfter würde es nötig sein, daß wir Stalkers Permits trugen. Wir würden bedeutende Mengen des Antiserums brauchen, um uns selbst und unsere Umgebung zu schützen. Das war das Risiko. Ohne Irminas Antiserum liefen wir Gefahr, dem Einfluß des Kodexgases zu erliegen.

Es gab ein zusätzliches Problem. Man würde den Toshin wahrscheinlich nicht erlauben, im Verbund der Virenschiffe zu reisen. Reginald Bull hatte vorsorglich angeordnet, daß das Segment Nr. 1 aus der EXPLORER gelöst und mit der LIVINGSTONE sowie der ÄSKULAP zu einem Dreierschiff gekoppelt wurde. War unsere Befürchtung richtig, dann mochte es Irmina schwer fallen, uns das Antiserum regelmäßig und in ausreichender Menge zukommen zu lassen. Das war etwas, worüber es jetzt noch nicht zu debattieren lohnte. Wir mußten abwarten. Um die beiden Geächteten selbst machte ich mir zunächst noch wenig Sorge. Sie befanden sich in guter Gesellschaft. An Bord der LIVINGSTONE waren die drei Cappins: Dorschow, Scharlom und Neiradyr. Von ihrer Anwesenheit wußten der Ewige Krieger und seine Handlanger noch immer nichts.

Ruhe kehrte bei uns ein, nachdem Reginald Bull und Irmina Kotschistowa uns verlassen hatten. Sie berichteten aus dem Orbit, daß sie wohlbehalten an Bord des Dreierschiffes angekommen waren. Für uns gab es weiter nichts zu tun, als zu warten. Irgendwann im Lauf der nächsten Tage würde Graucum sich melden und uns wissen lassen, daß er bereit war, uns den Weg zum ersten Heraldischen Tor von Siom Som zu weisen.

Denn so hatte Ijarkor es ihm aufgetragen.

ENDE